

Ein Ruf der Ueberraschung drang v. allen Lippen.

Verlag von G. J. Manz in Regensburg.
Lith. Anst. v. K. Arnold, Leipzig.



„Nun ist es doch meine Uhr," rief Raphael.

Verlag von G.J. Manz in Regensburg. Lith. Anst. v. H. Arnold, Leipzig.

Paed 175 eh

Die gestohlene Uhr.

Erzählung

für Volk und Jugend.

Von

Wilhelm Herchenbach.

51

Mit Illustrationen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1881.

38 G

Nachdruck verboten.
Das Uebersetzungsrecht behält sich der Verfasser vor.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Wolfgang, der Besitzer des Narzissushofes lehnte mit seinen Armen auf dem untern Theile der Hofthür und blies aus seinem dicken Ulmerkopfe mächtige Rauchwolken in die warme Sommerluft. Es war Sonntagnachmittag; alle Arbeit ruhte und die Knechte und Mägde mit sammt der Hofbäuerin hatten sich in die Vesper begeben. Noch klangen die Glocken aus dem Dorfe herüber und versetzten den Bauern in eine höchst angenehme Stimmung.

„Glocken, wie sie unser Dorf hat, giebt es nicht mehr weit und breit in der Runde,“ sprach er zu sich selbst, „und man kann ihnen den Sonntag ordentlich anhören. Sie klingen noch einmal so fromm und fröhlich, als an einem gewöhnlichen Werktage. Es ist gerade, als ob der liebe Gott ein weiches Herz in das harte Metall gelegt hätte, und als ob dieses Herz mitfühle, was den Menschen bewegt. Wie traurig wehen die Klänge über Berg und Thal dahin, wenn Jemand in der Gemeinde gestorben, und wie freudenvoll klingen sie zusammen, wenn sie einen Festtag einläuten, oder zur Hochzeitsmesse rufen!“

Wolfgang, welcher heute zu Hause bleiben mußte, damit der Hof nicht ganz allein war, klopfte seine Pfeife auf der Thüre aus und machte einen Rundgang durch die Ställe. Zuerst trat er bei den Pferden ein; es waren alle wohlgenährte blanke Thiere, denen man ansah, daß das Auge des Herrn über sie wachte und die Sorge den Knechten nicht blindlings allein überlassen war. Hier und dort streichelte er einem der Thiere über den glänzenden Hals und sprach mit ihnen, als ob sie seine Rede verständen.

Von den Pferden begab er sich zu den Kühen, um nachzusehen, ob auch die Mägde ihre Pflicht gethan. Er nickte wohlgefällig mit dem Kopfe, denn der breite Gang, welcher zwischen der Doppelreihe der Kühe hindurchführte, war blank gescheuert und mit weißem Sande bestreut.

„So ist es recht,“ sprach er, „die Kühe und Ochsen müssen auch ihren Sonntag haben.“

Um es nicht beim äußern Scheine bewenden zu lassen, untersuchte er auch die Tröge, aber auch hier wurde er ganz zufriedengestellt, denn nirgends fanden sich saure Futterreste und jede Kuh hatte ihren Salzstein zum Lecken in der Krippe. Einen Blick über die Doppelreihe werfend fand er die Thiere alle blank gestriegelt; kein Koth befand sich an ihren Hüften, und die Streu war so sorgsam aufeinandergedeckt, daß sie sich nicht leicht beschmutzen konnten.

„Wir haben das Glück, gute Dienstboten zu haben,“ sprach er mit einem zufriedenen Lächeln, „aber bei einer so wachsamen Hausfrau, wie meine Hedwig ist, kommt auch so leicht kein schlechter Dienstbote auf.“

Im Schweinestalle fand er ebenfalls die beste Ordnung. Die Borstenthiere, welche sonst im Schmutze ihr

eigentliches Lebenselement finden, hatten eine weiße Haut, denn das regelmäßige und sorgsame Fegen des Stalles machte es ihnen unmöglich, dem Hange ihrer Natur zu folgen.

Aus den Ställen begab er sich in die große Küche, wo die hölzernen Melkeimer mit den kupfernen Bändern, die Kessel und Kasserollen einen wahren Glanz ausströmten; nirgends haftete ein Stäubchen, alles leuchtete und glänzte, so daß er selbst sagen mußte, der Narzissushof sei ein seltenes Schmuckkästchen. Das war er in der That, und die Nachbarn in der Runde gestanden es alle ein, obschon ihnen zuweilen der Neid ein wenig die Zunge band.

Da Wolfgang heute nicht in die Vesper gehen konnte, so setzte er sich in dem kleinen Wohnzimmerchen, welches nur für ihn und Hedwig bestimmt war, nieder und schlug die Handpostille auf, um die Betrachtung für den heutigen Tag nachzulesen. Dieselbe war so recht nach seinem Sinne, und er las sich immer tiefer in die Gemüthlichkeit hinein, bis er plötzlich durch einen eintretenden Knaben gestört wurde.

Der Knabe war ungehört gekommen; jetzt stand er vor dem Hofbauern und redete ihn in treuherziger Weise an: „Wenn Ihr eines Enks oder Kuhhirten bedürft, so verrichtet ihr ein gutes Werk an mir, denn ich bin an mehr als zwanzig Stellen abgewiesen worden und habe auf Euch meine letzte Hoffnung gebaut!“

Wolfgang schaute den Buben vom Kopfe bis zu den Füßen an und wußte nicht recht, was er aus ihm machen sollte. Er sah weder wie ein Bauern-, noch wie ein Herrenjunge aus, aber er hatte ein frisches Gesicht und ein paar hellleuchtende Augen, welche dem Hofbauern gut gefielen.

Ohne auf das eigentliche Thema einzugehen, sagte er: „Du wirst wohl hübschen Hunger haben, nicht wahr?"

„Ja, lieber Herr, ich habe schon seit zwei Tagen nichts mehr gegessen. Wo ich um Arbeit anhielt, hat man mir nichts gegeben und ich hatte nicht den Muth, um Brod zu bitten."

„Ich habe mir's gedacht, aber dem Hunger kann abgeholfen werden. Da kommt meine Frau, die hat ein mitleidiges Herz!"

Hedwig trat mit dem Gebetbuche und dem Rosenkranze ein. Sie hatte die letzten Worte der Unterhaltung gehört und beeilte sich nun, die Reste des Mittagsmahles warm zu machen und sie dem Knaben vorzusetzen. Hedwig hatte erwartet, er werde sogleich darüber herfallen, aber er that doch vorher noch etwas Anderes; er faltete die Hände und sprach mit halblauter Stimme sein Tischgebet. Das gefiel Hedwig außerordentlich gut, und er gewann sogleich einen Stein bei ihr im Brette. Daß er gleich darauf so wacker d'rein hieb und von der ganzen Mahlzeit kein Bröselein übrig ließ, fand sie sehr natürlich, denn ein Mensch, der an zwei Tagen nichts gegessen hat, muß selbstredend großen Hunger haben.

Nach dem Essen faltete er wieder seine Hände und betete abermals recht andächtig, dann sagte er in aufrichtigem und innigen Tone: „Ich danke euch, ihr lieben Leute; nun habe ich wieder Kraft und frohen Muth."

„Der Junge wünscht hier einen Dienst zu bekommen," sprach Wolfgang zu seiner Frau, und zu dem Knaben gewendet, fuhr er fort: „Aber, was hast Du denn gelernt? Was kannst Du?"

„Gelernt habe ich noch gar nichts," antwortete der

Knabe verlegen, „aber ich habe guten Willen und will recht aufpassen, damit ich euch bald gute Dienste leiste.“

Der Bauer schüttelte bedenklich mit dem Kopfe. „Gar nichts gelernt?“ sagte er. „Was soll man mit einem Menschen anfangen, der nichts kann?“

Dem armen Knaben kamen die Thränen in die Augen, und er sprach: „Wenn ich nur zu essen bekomme, dann will ich schon zufrieden sein, und ich denke, daß ich doch bald etwas lernen werde.“

Nun legte sich Hedwig in's Mittel und nahm ein Examen mit ihm vor.

„Wie heißest Du und wo bist Du zu Hause?“

„Ich heiße Raphael Rosenkranz und bin von Köln.“

„Wie kommst Du aber dazu, in der Ferne und auf dem Lande einen Dienst zu suchen?“

„Es blieb mir nichts anderes übrig, denn vor sechs Wochen ist meine Mutter gestorben, und sie hat nicht so viel zurückgelassen, daß sie davon begraben werden konnte.“

„Aber da hätte doch die Armenverwaltung für Dich sorgen müssen.“

„Das hat sie auch gethan, aber sie brachte mich bei einem Flickschuster unter, wo ich das Schuhmacherhandwerk lernen sollte. Das hätte ich schon gerne gethan; zwar machte mir das Handwerk keine besondere Freude, aber es würde mich doch genährt haben.“

„Und Du bist von ihm fortgelaufen?“

„Ich konnte nicht anders, denn der Mann war ein Trunkenbold und prügelte sich jeden Tag mit seiner Frau. Arbeit war nicht da und an das Lernen nicht zu denken. Wenn die Frau genug Schläge bekommen hatte, dann kam ich an die Reihe, und ich mußte auf den

Bettel gehen. Acht Tage lang that ich das mit, aber ich schämte mich und verstand mich auch auf das Betteln nicht recht. Natürlich brachte ich nur wenig mit nach Hause. Da schlug er mich bis auf's Blut, und als ich am andern Morgen wieder hinaus mußte, da drohte er mir mit dem Knieriemen und sprach in einem furchtbaren Tone: „Wenn Du den Korb nicht bis unter den Henkel voll nach Hause bringst, dann schlage ich Dir alle Rippen im Leibe entzwei. Er hätte es auch sicher gethan, denn er war schon am frühen Morgen betrunken und überhaupt ein gewaltthätiger Mensch.

Mit betrübtem Herzen verließ ich das Dachkämmerchen in der Absicht, einigen Bekannten meiner seligen Mutter mein Leid zu klagen; auf diese Weise hoffte ich, den Korb wenigstens für heute voll zu bekommen; aber ich hatte mich kaum auf der Straße sehen lassen, als mir von Weitem ein Polizeidiener zurief: ‚Du gehst auf den Bettel, Bube! Ich werde Dir das Handwerk legen und Dich sogleich in das Gefängniß setzen!'

Mit schnellen Schritten kam er auf mich zu; da ergriff mich die Angst, ich warf den Korb von mir und lief, so schnell ich konnte, von dannen. Erst vor dem Thore stand ich stille, hatte aber nicht den Muth, wieder umzukehren, deßhalb entschloß ich mich, bei den Bauern Arbeit zu suchen.

Leider wanderte ich von einem Hofe zum andern, ohne Aufnahme zu finden. Länger kann ich es so nicht fortmachen. Ach, behaltet mich! Ihr thut ein gutes Werk, und ich will euch durch Fleiß und Treue euere Barmherzigkeit lohnen."

Hedwig war schon gewonnen, aber Wolfgang zögerte noch. Da winkte ihm die Bäuerin in die Küche und

redete ihm zu: „Wolfgang, wir haben keine Kinder, und es macht uns wenig Last, wenn wir den Raphael behalten. So viel, als er ißt, kann er mit Leichtigkeit verdienen, und wenn es auch nicht wäre, so ist es doch immerhin ein gutes Werk, mit dem wir uns den Dank des Himmels verdienen."

„Der Knabe ist vielleicht aus einer Erzvagabundenfamilie, und es würde uns wenig Ehre bringen, einen solchen in unserm Hause aufzunehmen."

„Du bist im Irrthume! Sein Gesicht spricht nicht dafür. Er hat ganz gewiß eine brave Mutter gehabt."

„Weiß schon, Hedwig; Du hast ja mit allen hungrigen Leuten Mitleid. Mag es also sein! Wir können ja immerhin einen Versuch mit ihm machen!"

Sie gingen wieder in die Stube, und Hedwig stellte die Frage an ihn, ob er auch die Schule besucht habe und lesen und schreiben könne.

Da leuchtete Raphael's Gesicht vor Freude, denn er war sich bewußt, daß er in diesem Stücke etwas leisten konnte. Aus seiner Rocktasche holte er sein Schulzeugniß hervor und überreichte es der Bäuerin. Sie durchlas es flüchtig und schaute ihn überrascht an. „Das ist ja ein so schönes Zeugniß, wie ich selten eines gesehen habe," sagte sie, „aber wir wollen doch auch einmal die Probe auf die Wahrheit machen. Setz' Dich und lies uns das heutige Kapitel aus der Handpostille vor!"

Raphael nahm das Buch in die Hand und las nicht allein flüssig und ohne Anstoß, sondern auch mit guter Betonung und vollem Verständniß. Sie nickte freundlich mit dem Kopfe, wollte aber auch sehen, was er im Schreiben verstände.

Da dieses ebenfalls zu ihrer vollen Zufriedenheit ausfiel, so sprach sie zu ihrem Manne: „Sieh', Du kannst ihn zu Deinen Schreibereien gebrauchen."

Wolfgang wollte aber noch wissen, wie er im Rechnen beschlagen sei, denn diese Kunst machte ihm jedesmal, wenn er seine Rechnungen auszuschreiben und die Fruchtpreise zu berechnen hatte, viel Kopfzerbrechen. Mitunter hatte er einen der Knechte zu Hülfe gezogen, aber diese waren in der edlen Zahlenkunst auch keine großen Helden.

Um in seiner Prüfung ganz sicher zu gehen, und sich außerdem über einen alten Zweifel Gewißheit zu verschaffen, nahm er eine alte Rechnung über allerlei Einkäufe, die er in der Stadt gemacht hatte, und von der er heute noch nicht recht wußte, ob er nicht einen guten Theil zu viel bezahlt hatte.

„Du kannst doch auch im Kopfe rechnen?" sagte er.

Raphael nickte, und nun las der Bauer den ersten Posten ab, in dem sowohl in den Pfunden, als im Preise Brüche vorkamen. Die vertrackten Brüche hatten ihm immer Sorge gemacht, und er setzte voraus, daß dieses mit dem Knaben erst recht der Fall sein werde.

Raphael aber kam nicht im mindesten in Verlegenheit und war mit der Rechnung fertig, ehe sich Wolfgang noch recht gefreut hatte, daß er daneben tasten werde.

„Das ist meiner Six richtig," sagte er, „nun aber kommt der zweite. Paß auf, es sind Haken darin!"

Die Hacken dieses zweiten Postens machten ihm aber keine Schwierigkeit und ebensowenig die des dritten, vierten und fünften.

Jetzt knickte Wolfgang den untern Rand der Rech-

nung, auf dem die Summe zusammengezogen war, um, hielt sie ihm vor und sprach: „Nun rechne einmal das Ganze zusammen!“

Im Handumdrehen war es geschehen und es stimmte genau.

„So ist die Rechnung also doch richtig aufgestellt?“

„Ganz richtig, es fehlt kein Pfennig daran.“

„So wäre ich endlich aus dem Zweifel heraus,“ dachte Wolfgang, und laut sprach er zu Raphael: „Ja, bleibe nur bei uns; Du kannst mir Sonntags bei meinen Schreibereien helfen!“

Das Gesicht des Knaben verklärte sich, denn jetzt hatte er doch wieder ein Heim und brauchte nicht mehr betteln zu gehen. Hedwig schickte ihn zu den übrigen Dienstboten und ließ ihnen sagen, er werde auf dem Narzissushofe bleiben.

Die Knechte und Mägde umringten ihn, Jeder wollte wissen, wie er heiße, wo er her sei und was für Arbeit er verrichten solle. Sie waren alle recht lieb und gut mit ihm; nur Ewald, der rothhaarige Meisterknecht hänselte ihn und meinte, er werde nicht einmal Geschicklichkeit genug zum Gänsehüten haben.

Er war einer von Denen, welche an Jedermann etwas auszusetzen haben, aber selber nicht die besten Brüder sind.

Vor dem Abendessen wurde Raphael wieder in das Stübchen gerufen. „Ich habe mit meiner Frau überlegt, wie wir Dich verwenden wollen,“ sagte Wolfgang. „Morgens sollst Du mit Ewald hinaus in's Feld; er versteht sich auf den Ackerbau, und wenn Du ihm hübsch zur Hand gehst und Alles thust, was er Dir befiehlt, dann kannst Du viel lernen. Nachmittags sollst Du zu

Hause bleiben und meiner Frau zur Hand gehen; Sonntags aber, wenn wir aus der Frühmesse kommen, mußt Du die Feder zur Hand nehmen und meine schriftlichen Arbeiten machen. Vor der Hand bekommst Du nur Kost und Kleider, aber wenn Du etwas Tüchtiges gelernt hast, bekommst Du auch Geld."

Raphael war glücklicher als ein König und sprang vor Freude in der Gesindestube umher.

„Nicht so ausgelassen," sagte Ewald. „Die Enks stehen unter meiner Botmäßigkeit, und wenn sie nicht folgen, bekommen sie meine Faust zu kosten, denn Du sollst wissen, daß ich der Meisterknecht und nächst dem Baas der Höchste auf dem Narzissushofe bin. Nimm dort die große Laterne vom Nagel und zünde das darinstehende Lämpchen an!"

Raphael that, was ihm befohlen war und gab dem Meisterknechte die Laterne in die Hand.

„Folge mir," sagte dieser, „denn Du schläfst bei mir."

Sie gingen zusammen in den Pferdestall. Die Gäule lagen schon im Stroh, wandten aber die Köpfe nach ihnen, als sie den Schein der Laterne sahen.

„Kannst Du Pferde putzen?" fragte Ewald.

„Nein, ich weiß nicht, wie man es anfängt!"

„Dann ist es die höchste Zeit, daß Du es lernst. Morgen früh sollst Du schon den Anfang machen."

Sie stiegen eine Leiter hinauf und gelangten auf einen Bodenraum, auf welchem zwei Betten standen.

Ewald deutete auf eines und sagte: „Da schläfst Du. Um fünf Uhr mußt Du auf sein. Verschlaf' Dich nur nicht!"

„O, ich will schon wach werden!" sagte Raphael,

kleidete sich aus, kniete vor dem Bette nieder und verrichtete sein Abendgebet.

Da schlug Ewald ein lautes Lachen an und sprach im spottendem Tone: „Solchen Firlefanz mußt Du bei mir nicht anfangen. Ich mag es nicht leiden, wenn junge Leute sich wie alte Betschwestern stellen."

Der Enk hörte nicht auf ihn, sondern vollendete sein Gebet und legte auf die Stichelreden des Meisterknechts keinen Werth.

„Für heute habe ich's hingehen lassen," sagte der Rothhaarige, „aber morgen wirst Du Dich nicht unterstehen, Deinen Aberglauben hier an den Tag zu legen."

„Aberglauben?" fragte Raphael ganz verwundert. „Meine Mutter hat mich gelehrt, daß man jeden Morgen und Abend Gott für die erhaltenen Wohlthaten danken muß."

„Du magst heute Ursache dazu haben, denn Du hast ein Mittagbrod umsonst bekommen, aber morgen mußt Du es mit Arbeiten verdienen, und da ist zum Beten kein Grund vorhanden."

Der Knabe war über diese gottlose Rede ganz erschrocken, aber er blieb ihm die Antwort nicht schuldig.

„Ewald," sagte er, „auch wenn man sein Brod mit Arbeiten verdient, verdankt man es noch dem lieben Gott; außerdem erweist er uns den Tag über noch viele andere Wohlthaten, und wir würden recht undankbar sein, wenn wir das nicht anerkennen wollten."

„Geschwätz, Junge, reines Geschwätz; komm einmal her, ich habe einen bessern Trost, der Leib und Seele stärkt. Da trink einmal mit!"

Er zog eine mit Branntwein gefüllte Flasche aus dem Bettstroh, that einen kräftigen Schluck und reichte sie dem Enk hin. Der aber wies sie von der Hand und

sprach: „Behüte mich Gott! An dem Flickschuster habe ich wohl gesehen, wohin das Schnapstrinken führt; ich rathe Dir, es auch nicht mehr zu thun, denn es nimmt gewiß kein gutes Ende.“

Ewald lachte laut auf, trank einen Schluck nach dem andern und fing dann an zu schnarchen. Raphael aber nahm sich vor, sein Abendgebet zwar immer getreu zu verrichten, aber es stille im Bette zu thun, um dem Meisterknechte keine Gelegenheit zu Hohn und Spott zu geben. Die Müdigkeit von der langen Wanderung schläferte auch ihn endlich ein und er schlief in einem Zug fort, bis zum frühen Morgen. Erschrocken sprang er aus dem Bette auf, denn er fürchtete, sich verschlafen zu haben. Zu seiner Beruhigung fand er den Meisterknecht noch im Schlafe und auf dessen, an der Wand hängenden Taschenuhr war es halb fünf Uhr.

Froh, daß er sein Morgengebet ungestört verrichten konnte, kniete er hin und dankte Gott innig für das große Glück, ein Obdach, Nahrung und brave Leute gefunden zu haben, dann weckte er den Knecht und kleidete sich an.

Ewald reckte sich und fing gleich mit einigen Spottreden den Tag an. „Wie bist Du eigentlich zu dem Namen Raphael gekommen? Deine Mutter scheint eine rechte Betschwester gewesen zu sein und sich mehr mit den Engeln, als mit den Menschen beschäftigt zu haben, deßhalb hat sie Dir auch den dummen Namen gegeben.“

„Höre,“ sprach Raphael, „da Du der Meisterknecht bist, so will ich folgsam Deine Befehle ausführen und Dir in keiner Weise widerstreben, aber in zwei Dingen lasse ich mir von Dir nichts vormachen. Erstens will ich im Gebete nicht verspottet sein, denn wer seine

Religion nicht hält, der ist auf dem besten Wege, ein Lump zu werden. Was aber meine Mutter betrifft, so leide ich nicht, daß ein unehrerbietiges Wort über sie gesagt wird, denn sie war eine durchaus edle und brave Frau."

„Das Hähnchen kräht nicht schlecht," sprach Ewald mit bissigem Hohn, „aber es wird mit der Zeit schon heiser und flügellahm werden. — Nun marsch hinab in den Stall; es ist Zeit zum Reinigen und Füttern der Pferde!"

Raphael merkte wohl, daß er an dem Meisterknechte wenig Schutz und guten Willen finden werde, aber er nahm sich fest vor, sich Zwang anzuthun und ihm keinen Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben.

Das Füttern und Reinigen der Pferde war ihm natürlich eine ganz unbekannte Sache, aber er liebte die Thiere, und so half ihm der natürliche Instinkt, herauszufühlen, was Andere mit Mühe lernen müssen.

Die Pferde selbst schienen ihm von vornherein Vertrauen entgegenzubringen, denn sie schnupperten freundschaftlich an ihm herum und ließen sich willig von ihm streicheln.

Der Meisterknecht machte dabei ein so griesgrämiges Gesicht, als ob es ihm lieber gewesen, wenn sie ihn gebissen hätten.

„Wie viel Hafer bekommen die Pferde bei jeder Mahlzeit?" fragte Raphael. Ewald gab keine Antwort, aber der Knabe merkte sich das Maß, welches er ihnen in die Krippe schüttete im Stillen und dachte: „Ich werde schon aufpassen und es ihm absehen."

„Steig' auf den Heuboden," befahl Ewald in einem herrischen Tone „und wirf so lange Heu herab, bis ich Dir zurufe, es sei genug!"

Raphael stieg die Leiter hinan, warf das Heu hinab und beobachtete durch die Lucke, wie viel in jede Raufe kam, dann begab er sich wieder in den Stall und half die Pferde abreiben und striegeln. Er ging dabei so geschickt zu Werke, daß jeder Andere sich darüber gefreut haben würde. Ewald aber machte ein finsteres Gesicht und schnauzte ihn bärbeißig an.

Bald nachher wurde die Glocke, welche in dem kleinen Thürmchen über dem Dache hing, gezogen. Sie gab das Zeichen zum Frühstück. Aus allen Räumen des Hofes kamen die Dienstboten herbei und begaben sich in das Speisezimmer. Die Mägde trugen große Schüsseln mit Mehlbrei auf, und die Dienstboten stellten sich um den Tisch.

Auf dem Narzissushofe war es von jeher Sitte gewesen, daß vor und nach dem Essen das Tischgebet gehalten wurde, und dieses fiel dem Herkommen gemäß dem Meisterknechte zu.

Die Dienstboten falteten schon die Hände, aber Ewald machte noch keine Anstalten, und als die Uebrigen ihn anschauten, sagte er: „Das kann jetzt der Enk thun, der hat es besser an der Schnur!"

Da noch keine directe Anforderung an ihn erging, so schwieg auch Raphael stille. Der Meisterknecht aber schrie ihn an: „Nun, kannst Du nicht den Mund aufthun?"

Der Knabe faltete die Hände und sprach das Tischgebet in derselben Weise, wie er es stets bei seiner seligen Mutter gethan hatte. Die Knechte und Mägde horchten hoch auf, denn es lag eine solche innige und aufrichtige Andacht in seinen Worten, daß ihre Herzen unwillkürlich davon gerührt wurden. Das war etwas ganz Anderes,

als das gedankenlose und unharmonische Geplapper aus dem Munde des Meisterknechtes.

Während er betete, trat der Hofbauer ein; er blieb an der Thüre stehen und wunderte sich über die eingetretene Neuerung; aber er hatte noch nicht lange gelauscht, als er ebenfalls die Hände faltete und mitbetete.

„Der Junge versteht's," dachte er, „und ich habe nichts dagegen, wenn es bei der Anordnung bleibt. Wenn der Dienstbote mit einem andächtigen Herzen an die Arbeit geht, dann schafft er mehr und besser, als wenn er sich bei dem Beten nichts gedacht hat."

Die Leute setzten sich nieder und sprachen dem Morgenbrei wacker zu; Wolfgang aber stellte sich an das obere Tischende und vertheilte die Arbeit des Tages.

Zu dem Enk gewendet, fuhr er fort: „Du wirst mit dem Meisterknechte gehen; er hat ein großes Feld zu eggen, auf dem es viele Quecken giebt. Wenn die Egge voll ist, mußt Du sie aufheben und reinigen, die Quecken auf Haufen legen und dieselben anzünden, damit sie nicht wieder nachwachsen."

Als das Dankgebet nach dem Essen gesprochen war, erhoben sich die Dienstboten und begaben sich an ihre Arbeit; Raphael folgte dem Meisterknechte in den Stall und mußte ihm helfen, zwei Gäule anzuschirren. Sie führten dieselben vor die Thüre, und Ewald schwang sich auf den einen.

Raphael wollte seinem Beispiele folgen, denn das Reiten war seine Lust, aber der Meisterknecht rief ihm zu: „Davon geblieben, Junge! Du läufst zu Fuß und leitest das Pferd an der Trense; so kommt es dem Enk zu."

„O, laß mich doch reiten," bat Raphael, „ich thue es so gerne."

„Gerade deßhalb sollst Du es nicht. Der Enk muß gehorchen lernen."

Gehorsam faßte er die Trense und führte das Pferd neben dem andern her. Als sie vor dem Hofe waren und von den Augen Wolfgangs nicht mehr gesehen werden konnten, schlug Ewald einen Galopp an und rief dem Knaben zu: „Wenn Du nicht zugleich mit mir auf dem Acker ankommst, dann setzt es Hiebe!"

Der arme Kerl lief nun, in Schweiß gebadet, hinter dem Pferde her und zog das seinige nach. Er erreichte auch rechtzeitig den Acker, aber die Milz stach ihn und er konnte fast keinen Athem bekommen.

Ewald nahm einen Krug unter seinem Kittel hervor, entkorkte denselben und that einen kräftigen Schluck. Ein starker Branntweingeruch entströmte seinem Munde.

„Trink," sagte er, „das gibt Kraft und Arbeitslust!"

Raphael aber wies den Krug zurück. Lachend scharrte der Meisterknecht ein Loch in den Boden, setzte den Krug hinein und spannte die Pferde an die Egge.

Neben derselben lag ein dicker Stein, welcher darauf gelegt wurde. „Jetzt trollst Du immer hinter der Egge her," sagte Ewald," damit Du zur Hand bist, wenn sie ausgeschüttet werden muß!"

Der Enk spazierte hinter der Egge her, aber er konnte kaum beibleiben, denn der Boden wurde tief gelockert und er sank bei jedem Schritte bis über die Knöchel in den lockern Grund. Bald war die Egge voll Quecken und Gras; Ewald mußte sie reinigen und das Unkraut auf einen Haufen werfen.

„Nun hast Du gesehen, wie ich's mache," sagte

der Meisterknecht. „Führe Du die Gäule; ich aber setze mich auf den Stein.“ Stundenlang mußte der Knabe weiter trotten; er wurde so müde, daß er kaum seine Beine weiter schleppen konnte; dennoch mußte er das Reinigen der Egge allein besorgen, Ewald aber ließ sich ziehen und lachte dabei, daß sich sein Bauch schüttelte.

Um zehn Uhr wurde eine Pause gemacht, damit die Pferde ihr Futter bekämen, wie Ewald sagte.

„Du magst keinen Branntwein trinken,“ sagte er ironisch, „darum mache Dich an die Arbeit und zünde die Queckenhaufen an, aber sorge, daß sie auch alle verbrennen.“

Während Raphael diesem Geschäfte oblag, trank der Meisterknecht nicht allein Branntwein, sondern aß auch Brod und eine Wurst, deren Herkommen er allein kannte. Der Enk aber bekam nichts, und darüber lachte Ewald so laut, daß er sich fast an einem Wurstzipfel gewürgt hätte.

Nachher ging wieder das Eggen los, bis die Kirchenglocken den Mittag einläuteten. Der Enk war herzlich froh darüber, daß sie nun endlich nach Hause wandern und ihr Mittagbrod verzehren konnten.

II.

„Hedwig," sagte Wolfgang nach abgehaltener Tafel, „ich habe im Felde zu schaffen; den Jungen kannst Du benutzen, an den Nachmittagen soll er immer bei Dir bleiben!"

Sie rief ihn in die Küche und fragte, ob er buttern könne. Er schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete: „Ich habe es niemals gethan, aber wenn Sie mir zeigen, wie ich es machen muß, dann wird es schon gehen."

Sie führte ihn an das große Butterfaß und zeigte ihm, daß er nur den Schwengel zu fassen und immer rund zu drehen habe.

„O das ist ja eine Kleinigkeit," sagte er und drehte lustig darauf los. Die Bäuerin aber holte einen Korb mit Strümpfen, in welche tüchtige Löcher gerissen waren, und begann, dieselben zu stopfen. Während der Arbeit konnte sie sich nicht enthalten, mit Raphael zu plaudern. „Du hast mir noch nicht viel von Deinen Eltern erzählt," sagte sie; „hole es jetzt nach."

Dem Knaben ging das Herz auf. So war es ihm immer, wenn er an die Lieben dachte, die ihn so frühe verlassen hatten.

„Ich wünschte, Sie hätten sie gekannt," sagte er mit leuchtenden Augen; „Sie würden sie gewiß lieb gewonnen haben! Mein Vater war schon als Knabe nach Köln gekommen und in der Dombauhütte als Steinmetzlehrling eingetreten. Das Geschäft machte ihm große Freude und er lernte nach und nach sehr hübsch zeichnen. Der Dombaumeister gewann ihn lieb, und da er großes Talent zur Bildhauerei hatte, so vertraute er ihm eine der kleinen Heiligenfiguren an, welche an den Thürportalen unter den Baldachinen stehen.

Diese Figur gelang ihm so gut, daß ihn der Dombaumeister auch in der Folge bei den Figuren ließ, wodurch er so große Fertigkeit erlangte, daß er nach und nach einer der Ersten wurde und viel Geld verdiente.

Später lernte er meine Mutter kennen und heirathete sie. Sie führten ein glückliches Leben zusammen, denn sie hatten keine Nahrungssorgen und paßten gut zusammen, weil sie beide brav und gottesfürchtig waren. Als ich allein laufen konnte, nahm mich mein Vater oft mit in die Bauhütte, und ich sah mit Vergnügen zu, wie er die hübschen Figuren aus dem Stein hieb. Einigemale nahm er mich mit auf die Thürme und zeigte mir den ungeheuern Wald von steinernen Bogen, Pfeilern und Thürmchen, an denen ich mir fast die Augen aussah und vor Verwunderung laut aufschrie. Wir stiegen auch zu den Glocken empor, als sie gerade am Läuten waren. Ich mußte mir die Ohren zuhalten, denn es war ein Schallen und Summen, daß man es nicht aushalten konnte.

Als aber die Glocken aufhörten, zu läuten, da sah ich auf die zu meinen Füßen liegende Stadt mit den Tausenden von Dächern und Schornsteinen und die

winzig keinen Menschen, die in den Straßen umherwanderten. Das war ein Anblick, den ich nie vergessen werde.

Mein Vater sagte oft zu mir: ‚Wenn Du größer wirst, dann mußt Du auch ein Bildhauer werden und mit an dem Dome arbeiten. Du kannst es noch erleben, daß das prachtvolle Gebäude fertig wird.‘

Natürlich wollte ich ein Bildhauer werden, denn der Dom gefiel mir ausnehmend gut, und ich dachte, es sei ein recht schönes und Gott wohlgefälliges Werk, wenn man mit an dem Dome arbeite; aber ich hatte noch keinen Begriff von der Aufgabe eines Bildhauers.

Als ich sechs Jahre alt war, traf uns ein großes Unglück; mein Vater wurde krank und starb. Meine Mutter war untröstlich und weinte Tag und Nacht. Eines Morgens nach dem Frühstücke kamen Männer in unsere Wohnung, welche die Möbel aufpackten und auf einen Wagen luden. Da nahm mich die Mutter bei der Hand und sprach mit Thränen in den Augen: ‚Wir können jetzt nicht mehr so schön wohnen, weil wir kein Einkommen mehr haben, und ich muß von morgen ab in den Tagelohn gehen, damit wir etwas zu essen haben.‘

Wir gingen dem Wagen nach; bei einem Möbelhändler hielt er an, und meine Mutter verkaufte alles, was sie nur eben entbehren konnte. Wir behielten nur mein und der Mutter Bett, zwei Stühle, einen Tisch, einen Ofen und einige Kleinigkeiten. Einen Gegenstand hatten wir noch, von dem sich die Mutter nicht trennen konnte, nämlich eine goldene Uhr, die bei jeder Viertelstunde ein kleines Stückchen spielte und bei jeder Stunde ein langes. Mein Vater hatte die Uhr als Anerkennung

seiner Leistungen vom Dombaumeister zu seinem Namenstage geschenkt bekommen.

‚Die Uhr wollen wir behalten,' sagte meine Mutter, ‚denn sie wird uns immer an den Vater erinnern.'

In einem engen Gäßchen bezogen wir zwei arme und niedrige Stübchen, wovon das eine als Schlafzimmer, das andere als Küche und Wohnzimmer diente. Die kostbare Uhr hing des Nachts über meinem Bette und am Tage im Wohnzimmer. Die Mutter zog sie jeden Abend auf, und wenn ich von den hübschen Stückchen erwachte, dann dachte ich immer an den Vater und an den schönen Dom.

Es war jetzt die Zeit gekommen, wo ich in die Schule gehen mußte; da sagte meine Mutter: ‚Raphael, sei nur recht fleißig, damit Du etwas Tüchtiges lernst. Wenn ich alt werde und nicht mehr arbeiten kann, dann mußt Du das Brod verdienen.'

Das nahm ich mir fest vor, denn ich hatte meine Mutter sehr lieb und freute mich auf die Zeit, wo ich etwas für sie thun konnte. Morgens verließen wir zusammen unsere Wohnung; ich ging in die Schule und sie zu einem Kaufmanne, wo sie die sämmtlichen Hausarbeiten verrichten mußte. Sie hatte sich etwas am Lohne kürzen lassen, dafür bekam ich in dem Hause des Kaufmannes das Mittagessen; Abends aber blieben wir zusammen und waren trotz unserer Armuth doch recht zufrieden und glücklich.

So gingen sechs Jahre herum; da hielt es meine Mutter an der Zeit, daß ich mich jetzt speziell auf die Bildhauerei vorbereite. Zeichnen hatte ich schon in der Elementarschule gelernt, aber es genügte für meinen

künftigen Beruf nicht. Wir beriethen hin und her, wie das Geld für den Unterricht zu erschwingen sei, aber wir fanden keinen Ausweg, denn was meine Mutter verdiente, reichte kaum für unsere Kleider aus. Da begann die Uhr zu spielen. Meine Mutter schaute sie an und sprach: ‚Die Uhr wird unsere Helferin sein. Verkaufen will ich sie zwar nicht, aber der Dombaumeister wird sie Deines Vaters wegen als Pfand nehmen und uns die Hälfte des Werthes darauf geben. Später, wenn Du Geld verdienst, lösen wir sie nach und nach wieder ein. Am Sonntage habe ich einen freien Nachmittag, dann wollen wir zum Dombaumeister gehen und auch einen Zeichenlehrer suchen.‘

Der Sonntag kam und wir gingen zusammen in die Kirche. Als wir zurückkehrten, war die Thüre erbrochen und die Uhr verschwunden. Bestürzt liefen wir zu den Hausleuten und klagten ihnen unser Leid. Sie wußten nichts von dem Diebstahle, glaubten aber, daß vor einer halben Stunde ein Mann die Treppe herabgekommen sei.

Wir liefen sogleich zum Pfandhause und zur Polizei, machten auch am andern Tage einen Rundgang bei den Uhrmachern, aber Alles war vergebens. Das kostbare Andenken, welches uns der Vater hinterlassen hatte, war fort und kam niemals wieder zum Vorscheine. An den Zeichenunterricht konnte nun nicht mehr gedacht werden, und ich mußte einstweilen in der Volksschule bleiben, aber auch dieses dauerte nicht lange mehr, denn meine Mutter, deren Gesundheit niemals sehr stark gewesen war, ließ bedeutend nach, und sie konnte nur selten mit voller Kraft arbeiten; endlich mußte sie die Stube hüten, ihre Schwäche nahm täglich zu und zuletzt mußte sie ganz im Bette bleiben.

Das war eine harte Zeit für uns; wenn wir keine guten Leute gehabt hätten, dann wären wir verhungert. Wie viel Thränen ich da geweint und wie viel Rosenkränze ich da auf den Knieen gebetet habe, das kann ich gar nicht sagen, aber all' mein Beten half nicht; nach einem halben Jahre war meine gute Mutter todt und ich eine arme Waise. Wie es mir da ergangen und wie ich hiehergekommen bin, das habe ich neulich schon erzählt."

Die Hofbäuerin stand auf und sprach: „So eine Uhr, wie Du sie beschrieben hast, kaufte mein Mann in Aachen auf dem Markte; ich will nicht hoffen, daß es diejenige ist, die euch gestohlen wurde."

Sie holte die Uhr und zeigte sie dem Raphael. Er ließ den Schwengel des Butterfasses fahren und rief: „Das ist unsere Uhr; ich kenne sie ganz genau."

„Es giebt gewiß mehrere Uhren, die so aussehen," sprach Hedwig. „Woran kennst Du sie denn so genau?"

„Noch drei Minuten," sprach Raphael, „dann wird sie das „Stabat mater" spielen."

Die drei Minuten gingen um, und wirklich spielte die Uhr mit ihren hellen und klaren Glockentönen das Stabat mater. Hedwig schaute den Knaben betroffen an, dann aber schüttelte sie den Kopf und sprach: „Du hast das richtig vorausgesagt, aber gewiß hat der Uhrmacher das Stückchen auch noch in andere Uhren gebracht."

„Ich habe aber noch ein anderes Kennzeichen," sprach Raphael, „das kann in keiner andern Uhr sein. Inwendig im Deckel befindet sich ein Steinmetz, den hat mein Vater hineingestochen, und ich habe zugesehen, wie er's gemacht hat."

„Inwendig im Deckel?" fragte Hedwig. „Mein

Mann hat vergebens versucht, den Deckel zu öffnen, es ist ihm niemals gelungen."

„Das glaube ich wohl! Man muß warten, bis sie das Stabat mater spielt, dann wird inwendig ein Riegel losgeschlagen und man kann den Deckel leicht öffnen."

Hedwig nahm die Uhr in die Hand und setzte den Daumennagel an der Stelle ein, wo der Deckel sich schließen mußte, aber sie kam nicht damit zu Stande.

„Nun versuchen Sie es noch einmal," sprach Raphael nach einer Stunde, als sie wieder das Stabat mater zu spielen begann. Sie setzte den Nagel wieder ein, und nun ließ sich der Deckel mit leichter Mühe aufheben. Wirklich, da sah sie im Innern den Steinmetz, wie er den Hammer aufhob, und mit dem Meißel einen Engelskopf auszuhauen schien.

„Nun ist es doch meine Uhr!" rief Raphael und streckte die Hände darnach aus.

„Halt," sagte Hedwig, „ich glaube selbst, daß es die Uhr Deiner Mutter ist, aber Du darfst nicht vergessen, daß mein Mann sie in Aachen gekauft und sein Geld dafür bezahlt hat."

Der Knabe zog seine Hände zurück, aber die Thränen standen ihm in den Augen und er schluchzte: „Aber sie gehört doch wirklich mir!"

„Ich kann sie Dir nicht zurückgeben," sagte Hedwig, „denn mein Mann ist ganz vernarrt in die Uhr und er würde lieber das beste Pferd aus dem Stalle missen."

Was konnte der arme Junge Besseres thun, als sich fügen? Er nahm den Drehschwengel wieder in die Hand und setzte das Buttern fort, konnte aber doch zuweilen einen schweren Seufzer nicht unterdrücken.

Die Hofbäuerin hatte rechtes Mitleid mit ihm;

die Uhr konnte sie ihm zwar nicht geben, aber sie nahm sich vor, recht gut mit ihm zu sein und ihm auf diese Weise den Verlust zu versüßen.

Derselbe ging ihm übrigens sehr zu Herzen, und Hedwig sah oft, daß er nach derselben hinschaute, wenn ihr Mann sie in der Tasche hatte und daß ihm die Augen feucht wurden, wenn sie ihre Stückchen spielte.

Der Sommer ging vorüber; Raphael arbeitete vor wie nach einen halben Tag auf dem Felde und einen halben bei der Hofbäuerin. Beide hatten den Knaben lieb gewonnen, weil er so brav und fleißig war und alle Arbeiten mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit erlernte. Sie sprachen schon davon, daß sie ihm im Frühlinge außer der Kost und den Kleidern einen kleinen Lohn geben wollten.

An einem Sonntag Nachmittage legte ihm Wolfgang das Buch vor, in welchem alle seine Forderungen notirt waren und sprach: „Heut ist Kirmes im Dorfe, und wir gehen alle dahin, aber die Rechnungen haben Eile und ich möchte sie gerne morgen früh auf die Post schicken."

„O, ich mache mir aus der Kirmes gar nichts," sagte Raphael; „ich will ganz gerne hier bleiben und die Rechnungen machen."

„Thu' das! Ich mache Dir ein Extrageschenk dafür!"

Raphael setzte sich an die Arbeit; der Hofbauer legte seine Uhr in das Spind und schob den Wirbel davor. Es war ihm zu gefährlich, dieselbe mit auf die Kirmes zu nehmen, denn im Gedränge konnte sie ihm leicht aus der Tasche genommen werden.

Die Dienstboten besorgten das Vieh und gingen zum Tanz; auch Hedwig und Wolfgang verließen das

Haus. „Ich ziehe den Schlüssel von der Thüre ab,“ sagte der Hofbauer. „Wenn geläutet wird, so kümmere Dich nicht darum, sondern bleibe an Deiner Arbeit. Wer mit mir zu sprechen hat, kann morgen wieder kommen.“

„Muß ich aufbleiben, bis Sie heimkehren?“ fragte Raphael.

„Wozu das? Es kann spät werden. Wenn Du mit der Arbeit fertig bist, dann lege Alles hübsch zusammen und geh' zu Bette. Morgen kannst Du übrigens länger schlafen, als sonst, denn es wird doch nicht gearbeitet. Die Kirmes ist nur einmal im Jahre, und man muß den Leuten auch ein kleines Vergnügen gönnen.“

Raphael hielt sich fleißig am Schreiben, auf einmal aber begann die Uhr das Stabat mater zu spielen. Da hielt es ihn nicht länger; er schob den Wirbel von dem Spinde zurück, nahm die Uhr in die Hand und betrachtete sie mit strahlenden Augen.

„Sie gehört eigentlich doch mir,“ sagte er, „und wenn sie der Baas auch gekauft hat, so ist sie doch mein Eigenthum.“

Als sie ausgespielt hatte, legte er sie seufzend weg und setzte seine Arbeit fort. Wenn die Uhr zu spielen anfing, hielt er sich die Ohren zu. Nach Mitternacht war er mit der Arbeit fertig. Da nahm er die Uhr noch einmal zur Hand, und da sie gerade das Stabat mater spielte, so besah er sich noch einmal das Bild des Steinmetzen und war schmerzlicher, als jemals berührt.

Nun war es aber doch Zeit, zu Bette zu gehen; er legte deßhalb die sämmtlichen Briefschaften und die Uhr in das Spind, verließ die Stube und begab sich in den Pferdestall.

Die Gäule hatten keine Kirmes, sie schliefen schon und hatten sich gemächlich auf das Stroh hingestreckt. Er stieg mit der Laterne die Leiter hinauf und freute sich, daß er heute beten und vor dem Bette knieen konnte, ohne von dem Meisterknechte verspottet zu werden. Für diese Wohlthat sagte er Gott noch einen besondern Dank.

Bald war er eingeschlafen, aber im Traume war es ihm, als ob er unten im Hause Geräusch höre; er kam indessen nicht recht zur Besinnung und schlief eine Stunde lang so fest wie ein Dachs.

Jetzt hörte er die Bewohner des Hofes von der Kirmes zurückkommen. Ewald machte sich am meisten bemerkbar; er sang und pfiff so laut, daß der Hofbauer zu ihm sagte: „Verhalte Dich doch ruhig, Ewald; es ist ja nicht nöthig, daß der arme Junge wach wird, er hat den ganzen Tag gearbeitet und nichts von der Kirmes gehabt. Laß ihn wenigstens ruhig schlafen."

Raphael fühlte sich durch die Sorge seines Herrn angenehm berührt, aber die Freude wurde ihm bald vergällt, denn Ewald, welcher jetzt die Leiter heraufkam, trat mit einer Flasche Wein vor sein Bett und rief: „Sauf, Kerl! Du bist ein rechter Dummkopf, daß Du nicht auf die Kirmes gekommen bist, sondern Dir für den Bauer die Finger krumm geschrieben hast. Was hast Du davon? Nichts, gar nichts! Er lacht Dich nur aus, und wenn Du einmal angefangen hast, der Packesel zu sein, dann bleibst Du es auch. Wenn Du bei uns gewesen wärest und mit uns getanzt und gesprungen hättest, dann könntest Du doch von der Kirmes mitsprechen und wüßtest, was ein fideles Leben ist. So aber sitzt Du wie ein Maulwurf in Deinem Loche und

bleibst ein Duckmäuser. Da sauf Dich lustig und werde ein fideler Kerl!"

„Du weißt, daß ich nicht trinke," antwortete Raphael, indem er mit der Hand die Flasche von sich abwehrte.

„Es ist ja Wein, dummer Junge," sagte Ewald.

„Wein, Branntwein oder Bier, es ist alles gleich; in allen geistigen Getränken sitzt der Satan. Ich habe es ja mit angesehen, wie gute Menschen durch den Trunk immer mehr herunter kamen und zuletzt ganz lüderlich wurden."

„Das soll wohl ein Stich auf mich sein; aber ich sage Dir, daß Du mit all' Deiner zur Schau getragenen Ehrlichkeit doch nur ein Scheinheiliger bist. Die Folge wird zeigen, daß ich recht habe."

Raphael hörte nicht länger auf seine Worte, sondern wandte sich im Bette um und versuchte, weiter zu schlafen. Der Meisterknecht aber trank lachend die Flasche aus und legte sich dann zu Bette.

Wolfgang und Hedwig hatte sich ebenfalls zur Ruhe begeben, aber sie waren am Morgen die ersten auf. Der Hofbauer ging in das Stübchen, öffnete das Spind, nahm die von Raphael geschriebenen Briefe und Rechnungen heraus, durchlas sie und verschloß sie mit seinem Siegel.

„Der Junge ist wahrhaftig ein prächtiger Mensch," sprach er zu Hedwig; „ohne ihn wüßte ich wirklich nicht mehr fertig zu werden. Von Neujahr an will ich ihm einen anständigen Lohn geben und ihn langsam zum Meisterknechte heranziehen. Ewald wird allmälich unzuverlässig, und ich habe bemerkt, daß er heimlich der Flasche zuspricht, auf den Jungen aber kann man sich vollständig verlassen."

Hedwig brachte jetzt das Frühstück in das Stübchen,

und das Ehepaar saß bei demselben in traulicher Unterhaltung. Die Kuckucksuhr schlug jetzt acht; nun mußte auch die Spieluhr mit ihrem Stückchen anfangen. Zu seiner Verwunderung aber schwieg sie stille.

„Ei,“ sagte er, „ich habe sie doch gestern aufgezogen. Sollte denn ein Fehler daran gekommen sein?“

Er erhob sich, ging an das Spind und wollte die Uhr herausnehmen, aber er fand sie nicht. Sorgfältig durchsuchte er jede Ecke und legte alle Papiere um, aber sie war nicht im Spind.

„Hedwig,“ rief er, „die Uhr ist fort; komm hilf mir suchen.“

Bei diesem Rufe entfärbte sie sich, denn sie wußte, wie werth ihm die Uhr war.

„Sie ist gewiß da,“ sagte sie und durchsuchte das Spind von oben bis unten; aber auch sie fand sie nicht.

„Du wirst sie irgendwo anders hingelegt haben.“

„Nein, ich habe sie in das Spind gelegt, ich weiß es genau.“

„Manchmal irrt man sich, wenn man es am wenigsten glaubt,“ sagte Hedwig und suchte auf allen Möbeln und in den Schubladen. Zum Ueberflusse ging sie auch noch in das Schlafgemach, aber sie kam mit blassem Gesichte zurück und war ganz niedergeschlagen. „Wahrscheinlich hat Raphael sie irgendwo hingelegt, wo er sie besser verwahrt glaubte. Ich werde ihn wecken.“

Sie begab sich in den Stall und rief: „Raphael!“

Er kam schon die Leiter herab und fragte nach ihrem Begehren.

„Du sollst rasch zu Deinem Herrn kommen; er hat Dich um etwas zu fragen.“

Der Enk sah zu seiner Verwunderung die verstörten Gesichter der beiden Gatten.

„Bist Du gestern immer im Stübchen gewesen?"

„Ich habe es keinen Augenblick verlassen, sondern immer geschrieben."

„Hast Du denn gegen meine Vorschrift Jemanden die Thüre geöffnet?"

„Nein, es hat auch Niemand Einlaß begehrt; ich war die ganze Zeit über allein."

„Ganz allein? Kein Mensch ist hier gewesen?"

„Niemand."

„Bedenke Dich genau; es hängt viel an Deiner richtigen Antwort."

„Es ist so, wie ich gesagt habe."

„Es ist gut, Du kannst gehen!"

Als Raphael die Thüre hinter sich geschlossen hatte, wandte sich Wolfgang an seine Frau: „Was sagst Du nun? Die Thüren sind geschlossen gewesen, Niemand war hier, aber die Uhr ist fort. Was hältst Du davon?"

„Der Junge hatte immer eine große Vorliebe für die Uhr, ja er betrachtete sie als die seinige; aber mein ganzes Gefühl sträubt sich dagegen, ihn in Verdacht zu nehmen."

Das stimmt mit meinem eigenen Gefühle überein, Hedwig, aber wie ist es denn anders möglich? Die übrigen Dienstboten waren mit uns auf der Kirmes und sind mit uns heimgegangen; auch habe ich nicht bemerkt, daß sich in der Zwischenzeit einer von ihnen entfernt hat. Was bleibt mir also anders übrig, als zu glauben, daß er sie genommen hat? Ich werde jetzt hinaufgehen und sein Bett untersuchen. Sorge Du nur dafür, daß er mir nicht nachkommt.

Hedwig gab ihm eine Arbeit in der Küche, Wolfgang aber stieg die Leiter hinauf, um Raphael's Bett zu untersuchen. Ewald schlief noch, wenigstens gab er sich den Anschein. Wolfgang aber schritt auf das Bett des Enk zu, legte die Decke und den Pfühl ab und untersuchte das Stroh des Bettsackes. Als er hier die Uhr nicht sah, suchte er in allen Winkeln des Raumes, aber er fand sie nicht.

„Der Junge wird sie in der Tasche haben," dachte er und begab sich wieder in das Stübchen.

„Komm noch einmal herein, Raphael!" rief er dem Enk zu und machte auch seiner Frau ein Zeichen, zu kommen. Er begann nun ein Verhör mit ihm und beobachtete seine Gesichtszüge so scharf, daß ihm nicht die leiseste Veränderung entgehen konnte.

„Wo habe ich gestern die Spieluhr hingethan?" fragte er.

„In das Spind, Baas."

„Weißt Du das genau?"

„Gewiß, ich habe gesehen, wie Sie dieselbe hineinlegten."

„Hast Du sie nachher noch in der Hand gehabt?"

Raphael erröthete leicht und gab zur Antwort: „Ja, ich habe sie geöffnet, um den Steinmetzen anzusehen."

„Nicht wahr, Du betrachtest die Uhr noch immer als Dein Eigenthum?"

„Das versteht sich von selbst. Sie ist es auch; aber Sie haben das Geld dafür bezahlt, und so lange ich das nicht wiedergeben kann, haben Sie ein Recht darauf."

„Die Uhr ist diese Nacht gestohlen worden!"

Wie ein Blitz fuhr das Wort in seine Ohren und er zuckte zusammen, denn nun war nicht daran zu denken, daß er sie jemals zurückkaufen könne.

„Gestohlen?" fragte er mit bebender Stimme.

„Ja, und es kann nur einer gethan haben, welcher mit den Gelegenheiten im Hause gut vertraut war. Ich will offen mit Dir sprechen und Dir sagen, daß ich Verdacht auf Dich habe. Es kann auch ja kein Anderer gethan haben, denn Du warst ganz allein im Hause. Sage mir ohne alle Umschweife die Wahrheit und gieb die Uhr heraus, dann soll von keiner Anzeige die Rede sein. Du mußt ja eingestehen, daß Du die Uhr immer als Dein Eigenthum betrachtet, und dieses sogar offen ausgesprochen hast. Was ist also natürlicher, als daß ich Dich im Verdachte habe? Laß es nicht zu einem Prozesse kommen, denn dann bist Du sicher verloren."

Raphael betheuerte mit Thränen seine Unschuld. „Ich gestehe zu, daß ich die Uhr wie die meinige ansehe," gab er zur Antwort, „aber ich würde sie nie genommen, wohl aber beansprucht haben, wenn ich das Geld zum Rückkaufe gehabt hätte."

„Bedenke, was Du thust! Ich muß die Uhr wieder haben, und wenn Du sie nicht gutwillig giebst, dann werde ich die Polizei zu Hülfe nehmen."

„Ich habe sie nicht!" gab Raphael heftig zur Antwort.

„Gut, Du wirst einstweilen hier sitzen, bis die andern Dienstboten gekommen sind, aber ich muß Dich vorher untersuchen."

Er fühlte in seine Taschen und tastete ihm am Leibe umher, aber die Uhr fand er nicht.

Da ging er hinaus und zog die Eßglocke, die allen Dienstboten wohl bekannt war. Ungewaschen und ver=

schlafen kamen sie einer nach dem andern herbei; auch Raphael mußte an seinen Platz treten.

Als sie alle zusammen waren, hob Wolfgang an zu reden:

„Heute Nacht ist mir meine Spieluhr gestohlen worden. Es kann nur von Jemanden geschehen sein, der mit den Oertlichkeiten im Hause bekannt ist."

Das gab einen allgemeinen Aufruhr, und als sich die Blicke des Meisterknechtes starr auf den Enk richteten, fiel es Allen ein, wie viel Vorliebe er stets für die Uhr gezeigt hatte; ihre Blicke schweiften alle nach derselben Richtung, und der Enk wurde aus Verlegenheit krebsroth im Gesichte.

Eine Magd machte den Einwurf: „Aber Baas, wir sind doch alle mit Euch auf der Kirmes gewesen; wie kann es denn einer von uns gethan haben?"

„Ihr müßt alle euere Taschen umwenden," sagte Wolfgang.

Sie waren alle bereit dazu; die Taschen hingen alle an den Kleidern herab; die Uhr aber wurde bei Keinem gefunden.

„Ihr könnt gehen," sprach der Baas zu den Dienstboten, den Raphael aber hielt er zurück und flüsterte ihm in's Ohr: „Du mußt mit zum Bürgermeister!"

Einige Minuten später verließen sie den Hof und wanderten dem Dorfe zu. Unterwegs drang Wolfgang noch in ihn, die Wahrheit zu sagen, aber er brachte nichts Neues heraus.

Der Bürgermeister war ein sehr strenger Mann, der jeden Verdächtigen schon als schuldig ansah; so behandelte er auch den Raphael. Als er von dem Sach-

verhalt unterrichtet war, fuhr er ihn strenge an und sprach: „Du lumpiger Bub', was machst Du noch so lange Umstände und läugnest! Es ist doch ganz dumm, daß Du den Leuten Sand in die Augen streuen willst. Kein Vernünftiger glaubt doch, daß Du unschuldig bist. Wenn Du nicht die Wahrheit bekennen willst, dann halt' ich Dich gleich hier und sperre Dich in das Vagabundenloch, bis Du die Wahrheit gestehst."

„Aber Herr Bürgermeister, ich habe es ganz sicher nicht gethan."

„Das mache Du einem Dümmern weis. Man hat mir erzählt, daß Du in Cöln aus der Lehre gelaufen bist und Dich als Landstreicher herumgetrieben hast, bis Du Deinen jetzigen Brodherrn gefunden. Wenn Du halsstarrig bleibst, dann helfe ich Dir erst in's Gefängniß und nachher sorge ich dafür, daß Du wieder zu dem Flickschuster zurückgeführt wirst, denn solche liederlichen Fanten, wie Du einer bist, können wir in unserer Gemeinde nicht gebrauchen. Heraus also mit der Sprache, oder es thut nicht gut!"

„Herr Bürgermeister," antwortete Raphael weinend, „wenn Sie mich todtschlagen, so kann ich Ihnen doch nichts Anderes sagen, als die Wahrheit. Ich habe die Uhr gestern Abend wieder in das Spind gelegt und bin dann zu Bette gegangen."

„Nichtsnutziger Bube," rief der Bürgermeister zornig, „der Hofbauer will Dir verzeihen und keine Anzeige machen, und Du beharrst bei Deinem dummen Läugnen. Nun aber muß geschrieben werden und Du sollst gehörig gepfeffert werden."

Er verfaßte das Protokoll, verlas es und ließ es von Raphael unterschreiben. Jetzt wollte er Hand an

den Jungen legen und ihn durch den Polizeidiener in's Gefängniß führen lassen.

„Damit wollen wir bis nach der Kirmes warten," sagte der Hofbauer. „Es würde gar zu viel Aufsehen geben. Die Bauern aus der ganzen Umgegend kommen zum Tanz, und da mir der Junge sonst treu gedient hat, so möchte ich ihn nicht so ganz und gar blamiren."

„Nun, wie Sie wollen; ich werde ihn nach der Kirmes holen lassen."

Auf dem Rückwege kam Raphael nicht aus dem Weinen heraus. Wolfgang hielt das für Reuethränen und redete ihm zu, doch klug und vernünftig zu sein, aber der Enk betheuerte immer von Neuem, er sei unschuldig.

Zu Hause nahm ihn Hedwig noch einmal im Stillen vor und versprach ihm gänzliche Straflosigkeit, wenn er nur die Uhr zurückgebe. Da Alles nicht half, so stellte sie ihm die Furchtbarkeit des Gefängnisses, die Schande und Verachtung mit den lebhaftesten Farben vor und hoffte ihn dadurch zum Geständnisse zu bewegen.

„Ich bin ja unschuldig," sagte er, „dringt doch nicht länger in mich, denn ich kann nur wiederholen, was ich so oft gesagt habe."

„An Deine Unschuld wird Niemand glauben, am allerwenigsten der Richter. Er wird und muß Dich verurtheilen, denn es ist kein Anderer im Hause gewesen, als Du allein."

„Nun denn in Gottes Namen, wenn ich unschuldig in's Gefängniß muß, dann werde ich vor Scham sterben. Gott möge meinen Anklägern verzeihen!"

III.

Er mochte sich vor keinem Menschen mehr sehen lassen, sondern verkroch sich im Pferdestalle in einen Haufen Heu und weinte bitterlich. Bald nachher kam Ewald mit einem andern Knechte in den Stall.

„Der Junge muß sich versteckt haben," sagte Ewald, „denn ich kann ihn nirgends finden."

„Was wird denn nun mit ihm werden."

„Ei, darnach braucht man doch nicht zu fragen. Morgen kommt der Polizeidiener, schließt ihm die Hände mit einer Kette und führt ihn in's Gefängniß."

„Hoho! So schlimm wird es doch wohl nicht gehen!"

„Darauf kannst Du Dich verlassen. Der Baas ist furchtbar erbost auf ihn, weil er so hartnäckig leugnet. So eben sagte er noch: „Er soll mir wenigstens sechs Jahre im Zuchthause sitzen."

„Das wäre doch zu viel."

„Er bringt es aber ganz gewiß fertig."

„Wenn das wirklich geschieht, dann ist der arme Junge sehr zu bedauern, denn im Zuchthause sitzen nur schlechte Kerle, so zu sagen der gemeinste Auswurf der Menschheit, und wer bei denen sechs Jahre gesessen hat,

der ist für immer verloren. Kein Mensch mag Gemeinschaft mit ihm haben, und er kann nun darauf verzichten, je wieder einen Dienst zu bekommen."

„So ist es in der That; aber Niemand kann ihn vor diesem Unglücke bewahren."

„Die Pferde sind jetzt blank," sagte der andere Knecht; „ich mache mich schon für die Kirmes bereit!"

„Es ist gut; ich werde gleich nachkommen."

Bisher hatte Raphael sein Schluchzen unterdrückt, jetzt konnte er es aber nicht länger zurückhalten.

„Ich glaube gar, Du steckst unter dem Heu," sprach Ewald.

„Ist es denn wirklich wahr, daß es mir so schlecht gehen soll?" fragte der Knabe.

„Daran ist kein Zweifel; morgen um diese Zeit sitzest Du schon hinter Schloß und Riegel, und in sechs bis sieben Jahren kommst Du nicht mehr aus dem Loche heraus."

„Und dann?"

„Dann kannst Du Dir nur gleich eine Kugel durch den Kopf schießen oder in den Rhein springen, denn kein Hund nimmt mehr ein Stück Brod von Dir an."

„Ach, meine arme Mutter! Sie hat immer gehofft, es würde einmal ein tüchtiger Mensch aus mir!"

„Es ist ein Glück, daß sie den Jammer nicht mehr erlebt hat, es würde ihr das Herz gebrochen haben."

Er neigte sich jetzt nieder und sprach leise: „Du hast mich immer für Deinen Feind gehalten, aber jetzt will ich Dir beweisen, daß ich es nicht bin. Der Baas hat mir befohlen, Dich einzusperren und fest zu binden, aber ich werde es nicht thun. Wenn wir alle fort sind,

dann hält Dich nichts mehr; d'rum mache Dich auf die Lappen und suche das Weite."

„Aber dann werden sie Alle glauben, ich sei schuldig."

„Das glauben sie auch jetzt, und all' Deine Betheuerungen nutzen Dir keinen Pfifferling. Sei kein Esel und bringe Dich bei Zeiten in Sicherheit! Aber es muß noch heute geschehen; morgen ist es zu spät."

„Nein, nein, das thue ich nicht, mag es gehen, wie es will."

„Dann trage die Folgen und laß Dich mit Spitzbuben und Todtschlägern einsperren. Adieu, ich gehe zum Tanze!"

Bald wurde es stille auf dem Hofe, und er hörte deutlich, wie das Thor zugeschlagen und geschlossen wurde.

Vor Kummer bebend und schluchzend kam er hervor und lehnte sich an den Rappen, der ihm so große Zuneigung zu beweisen pflegte. Als das Thier ihn so heftig beben sah und so laut weinen hörte, wandte es den Kopf nach ihm und schaute ihn mit seinen schwarzblauen Augen an, als wenn es Mitleid mit ihm hätte.

„Glücklicher Rappe," sagte er, indem er seinen Hals streichelte, „dich kann man nicht in's Gefängniß setzen; ich aber soll mit dem Auswurfe der Menschheit zusammengeworfen werden und an Leib und Seele verderben."

Seine eigenen Worte klangen ihm so schrecklich in die Ohren, daß er sich entsetzte. Seine Mutter hatte ihm oft gesagt: „Wer mit den Bösen umgeht, der wird selbst böse; darum fliehe schlechte Gesellschaft." Wie durfte er es also darauf ankommen lassen, sechs oder

sieben lange Jahre mit Dieben und Mördern zusammenzusitzen?

„Ewald hat es doch gut mit mir gemeint,“ flüsterte er, „ich muß fliehen; ich bin es mir und meiner Mutter schuldig, daß ich meine Seele rette.“

Während er noch mit sich zu Rathe ging, ob er fliehen oder bleiben solle, wurde heftig an das Thor gepocht und eine rauhe Stimme rief: „Aufgemacht!“

Furchtsam kletterte er an das Fenster und blickte hinaus. Da sah er einen zu Pferde sitzenden Gendarmen, welcher mit der Säbelscheide gegen das Thor schlug. Rasch zog er sich zurück und sprach bebend zu sich selbst: „Der ist gewiß abgeschickt, mich zu holen!“

Alle Bedenken schwanden jetzt; in tödtlicher Angst lief er nach dem entgegengesetzten Theile des Hofes, wo ihn der Gendarm nicht sehen konnte, erkletterte die Mauer und sprang hinab. Nicht weit vom Hofe dehnte sich ein Wald aus. Diesen wollte er in möglichster Schnelligkeit zu erreichen suchen, um sich gegen etwaige Verfolger besser decken zu können.

Er lief deßhalb quer über gepflügtes und ungepflügtes Land, und es gelang ihm wirklich, den Wald zu erreichen, ohne von Jemanden gesehen zu werden.

Am Wege stand dichtes, mit Dornen durchwachsenes Gestrüpp. Hier kroch er hinein, denn er wollte die Dunkelheit abwarten, ehe er weiter ging.

Nicht lange hatte er da gelegen, als zwei Kirmesgäste, die im Wirthshause am Mittagtische gesessen hatten, vorbeikamen. An dem Gebüsche, in welchem Raphael versteckt lag, blieben sie stehen und schlugen Feuer für ihre Pfeifen.

„Mit den Dienstboten ist es doch ein wahrer Jammer,“

sagte der Eine; „sie sind nicht mehr werth, daß man sie füttert. Der Wolfgang auf dem Narzissushofe hatte einen armen Jungen angenommen, welcher vagabondirend im Lande herumzog. Er hielt große Stücke auf ihn, aber ich habe ihm gleich gesagt: „Vor umherziehenden Gesindel muß man sich in acht nehmen. Wenn sie im Anfange auch noch so gut scheinen, so kommt doch eine Zeit, wo sie ihren wahren Charakter zeigen. Wolfgang hat es nun auch erfahren, denn der Junge, dem er so viele Wohlthaten erwiesen, hat ihm nun seine schöne Spieluhr gestohlen."

„Was Du sagst! Da werden sie den Bengel wohl einspunden."

„Ich glaube, das ist schon geschehen. Wolfgang hätte noch große Lust gehabt, ihn durchschlüpfen zu lassen; aber der Bürgermeister war anderer Meinung. Hinter dem Rücken des Hofbauern hat er einen Gendarm hingeschickt."

„Ja, die Welt wird immer schlechter. Früher konnte man einen Dienstboten auf Gold schlafen lassen, ohne daß er nur einen Heller wegnahm, aber jetzt kann man nicht genug Schlösser und Riegel machen lassen. Das nichtsnutzige Volk muß unbarmherzig eingesperrt und durchgehauen werden."

„Der Meinung bin ich auch, aber leider werden die Gefangenen besser behandelt, als die ehrlichen Menschen. Sie sollen in den Gefängnissen ja ein wahres Schlemmerleben führen und ordentlich froh sein, daß man sie einsperrt."

Die beiden Männer gingen vorüber; Raphael aber zitterte in seinem Verstecke wie Espenlaub und wagte sich nicht aus demselben hervor, denn auch von der andern Seite kamen Leute, welche zum Tanze gingen.

Nach langem Warten wurde es endlich dunkel; die Vögel waren schon zur Ruhe gegangen, und im Walde wurde es unheimlich stille. „Wohin nun?" fragte er sich. Er mußte eilen, daß er aus der Gegend kam, denn sicher setzte man ihm nach und schleppte ihn vor den Richter.

Nachsinnend stand er stille; da fiel ihm ein Prior ein, welcher früher in Cöln Franziskanerpater gewesen war, jetzt aber in einem Kloster am Rheine den Mönchen vorstand. Zu diesem wollte er gehen und ihm sein Leid klagen, denn der Prior hatte seinen Vater und seine Mutter gekannt und wußte, wie religiös er erzogen war. Gewiß nahm er ihn für einige Tage auf und stand ihm mit Rath und That bei. Aber der Weg bis zum Kloster war noch weit und er mußte die ganze Nacht tüchtig marschiren, um dasselbe zu erreichen.

Mit einer kurzen, kräftigen Bitte, Gott möge ihn vor seinen Verfolgern beschützen, nahm er den Weg unter die Füße, und da der Mond hell leuchtete, so konnte er ohne Aufenthalt weiter wandern.

Eine Stunde nach der andern verging; die Müdigkeit meldete sich, aber er wußte, daß er nicht ruhen durfte. Nach einer langen Nacht brach der Morgen an, aber nun war auch das Ziel seiner Wanderung erreicht; die Dächer des Klosters ragten links von der Landstraße aus einem Wäldchen von Obstbäumen hervor.

Mit wunden Füßen und einem grimmigen Hunger schleppte er sich zur Pforte und zog die Klingel. Der Bruder Pförtner erschien und fragte nach seinem Begehren.

„Ich bitte Euch um ein Stück Brod und einen Trunk Wasser, ich vergehe fast vor Hunger und Durst,

denn ich habe die ganze Nacht gewandert, ohne einen Augenblick zu ruhen."

„Armer Mensch," sagte der Pförtner, „geh' nur in den Speisesaal; ich will Dir in der Küche ein Frühstück bestellen."

Ein anderer Bruder brachte ihm Milch und Brod. Diesen bat er, dem Prior zu melden, daß Raphael Rosenberg ihn zu sprechen wünsche.

Der Prior war nicht wenig erstaunt, als ihm der Name genannt wurde, denn er stellte sich den Raphael noch immer als den kleinen Knaben vor, den er so oft auf dem Schooße seiner Mutter und den Armen seines Vaters gesehen hatte.

„Wie Du groß geworden bist!" rief er ihm entgegen; „aber ich erkenne Dich doch wieder, denn Du hast ganz das treue Antlitz Deines Vaters und die blauen Augen Deiner Mutter. Was machen die guten Leute denn?"

Raphaels Augen füllten sich mit Thränen und er sprach: „Sie sind beide todt und ganz gewiß im Himmel."

„Todt?" sagte der Prior. „Das ist mir eine unerwartete und recht traurige Nachricht. Setze Dich hin, mein Junge und erzähle mir von ihrem Leben und Sterben."

Raphael theilte ihm alles auf seine Eltern Bezügliche mit; der Prior war tief bewegt, und es schmerzte ihn sehr, daß es den guten Leuten und besonders der Mutter vor dem Ende ihres Lebens so schlecht gegangen.

„Es ist recht traurig," sagte der Prior, „aber Du brauchst darum den Muth nicht sinken zu lassen, denn es giebt noch Leute in der Welt, die einen armen Jungen nicht untergehen lassen."

„Das Schlimmste kommt noch," sprach Raphael schluchzend. „Ich befinde mich als Dieb auf der Flucht und muß im Verborgenen ein Obdach suchen!"

Der Prior bebte zurück, schaute ihn mit weitgeöffneten Augen an und rief: „O, mein Gott, wie konnte der Sohn so braver Eltern so sehr entarten?"

Raphael konnte vor Weinen und Schluchzen nicht sprechen, und es dauerte lange, ehe er sich in zusammenhängender Rede aussprechen konnte.

„Ich bin nicht ein wirklicher Dieb, sondern werde für einen solchen gehalten," sagte er. „Ich bitte, hören Sie mir zu. Niemals bin ich vom Pfade der Tugend gewichen, niemals habe ich einen unrechten Heller an mich genommen; aber ich werde verfolgt, weil ich eine Uhr, die meiner seligen Mutter gestohlen wurde, wieder gestohlen haben soll. Hören Sie, wie Alles zugegangen, und dann urtheilen Sie, ob ich nicht sehr unglücklich bin."

Als er mit seiner Erzählung zu Ende gekommen war, schaute ihm der Prior in die Augen und sprach: „Ich lese in diesen reinen Sternen, daß Du die Wahrheit gesprochen; dieser Diebstahl ist nicht von Dir begangen worden, aber leider bist Du so unbedächtig gewesen, den Leuten ein Recht zum Verdachte gegeben zu haben. Deine Flucht war unüberlegt, aber ich kann mich recht gut in Deine Lage hineindenken und ich verstehe wohl, daß Dich die Furcht übermannte. Vielleicht hätten ältere Menschen als Du dasselbe gethan. Jetzt freilich ist die Umkehr nicht mehr anzurathen—"

„Werdet ihr mich beherbergen, ehrwürdiger Vater?" unterbrach ihn Raphael.

„Niemand hat das Recht, einen wirklichen Verbrecher dem Arme der strafenden Gerechtigkeit zu ent=

ziehen," antwortete der Prior, „aber ich weiß, daß ich in Dir die Unschuld beschütze, darum will ich Dir ein Asyl geben, bis die Nachforschungen aufgehört haben. Was dann zu beginnen, das werden wir später überlegen. Nimm einstweilen Besitz von einer leeren Zelle, die neben der meinigen gelegen ist; ich werde sehen, wie ich Dich beschäftige."

„Es giebt ja viel im Klostergarten zu thun," sprach Raphael, „und ich muß doch auch mein Brod verdienen."

„Setze Dich nur so wenig als möglich fremden Blicken aus, mein Sohn; im Uebrigen aber vertraue auf Gott, er pflegt die Unschuld nicht im Stiche zu lassen."

Kehren wir nun nach dem Narzissushofe zurück. Der Gendarm polterte eine Weile am Thore; als ihm aber nicht aufgemacht wurde, ritt er zum Dorfe zurück und meldete dem Bürgermeister, daß der Hof verschlossen und wie es scheine, kein Mensch daselbst anwesend sei.

„Richtig, richtig! Ich habe nicht an die Kirmes gedacht. Lassen Sie die Sache nur laufen und kehren Sie zur Stadt zurück. Morgen ist ja auch noch ein Tag, und dann kann der Polizeidiener die Verhaftung vornehmen."

Nach Mitternacht kehrte Wolfgang mit seinen Untergebenen nach dem Narzissushofe zurück und begab sich zu Bette ohne nach Raphael zu fragen. Die Wahrheit zu gestehen, bereute er die Anzeige bei dem Bürgermeister, denn es kam ihm jetzt selbst vor, als ob er dem armen Schelm Unrecht gethan habe.

„Weißt Du was," sagte er zu seiner Frau, „morgen gehe ich in's Dorf und nehme die Klage zurück. Der Verlust der Uhr ist mir allerdings sehr peinlich, aber

ich will sie doch lieber verlieren, als dem Jungen Unrecht thun."

Hedwig's Gesicht verklärte sich; sie reichte ihrem Manne die Hand und sprach mit ernster Bedächtigkeit: „Es ist auch besser so. Da wir den Jungen noch niemals auf einer Unredlichkeit betroffen haben, so war unsere Handlung etwas sehr übereilt. Leider wissen es nicht allein die Dienstboten, sondern auch im Dorfe hat sich schon das Gerücht verbreitet, und so ist der ehrliche Name des armen Jungen schon sehr erschüttert."

Ewald bückte sich, als er in den Stall kam, zuerst zu dem Heuhaufen und flüsterte: „Bist Du noch da?"

Als er keine Antwort bekam, tastete er in dem Heu herum. „Er ist nicht mehr da, aber vielleicht liegt er im Bette," sprach er und stieg die Leiter hinauf. Oben angekommen leuchtete er über das Bett, aber fand es leer.

„Der Dummkopf hat auf den Köder angebissen," sprach er lachend. „Wo das Kerlchen nur herumspazieren mag? Es ist gut, daß er Schmachtriemen an der Hose hat; er kann sich doch den Bauch zusammenschnallen, wenn der Hunger allzugroß wird. Endlich bin ich diesen Duckmäuser los, der sich anstellte, als wenn er unsern Herrgott mit den Füßen fassen wollte. Nun kann ich doch trinken, ohne verplappert zu werden! Wenn er gewußt hätte, daß ich die Flaschen aus dem Baas seinen Weinkeller hole, dann wäre ich längst aus dem Dienst gejagt."

Mit einem eigenthümlichen Lachen setzte er hinzu: „Haha, so fromm und doch Uhren stehlen! Man muß nur den Rummel verstehen, dann kommen sie einem nicht so leicht hinter die Schliche! Trink, Ewald, trink!

Es ist ja nur einmal Kirmes im Jahre, und da muß man doch einen extrafeinen Tropfen haben."

Wie er gestern gethan hatte, so zog er auch heute eine Flasche aus dem Rocke, setzte sich auf sein Bett und hörte nicht auf zu trinken, bis der letzte Tropfen in seinem Schlunde versunken war. Die leeren Flaschen trug er dem Raphael in's Bett und barg sie im Stroh. „So," sagte er, indem er mit der Zunge schnalzte, „nun sieht es gerade aus, als ob er sich zu seiner Flucht erst Muth getrunken habe."

Am folgenden Morgen mußte wieder Alles in seinem alten Geleise gehen. Zur gewohnten Stunde rief die große Glocke das Gesinde zum Frühstücke, und die Leute stellten sich mit gefalteten Händen um den Tisch. Da sprach Wolfgang zu seiner Frau: „Rufe mir den Raphael! Ich habe seinetwegen die ganze Nacht keine Ruhe gehabt, und eine geheime Stimme sagt mir, daß er dennoch unschuldig ist. Wer weiß, wie es mit dem Diebstahle zugegangen. Es kann ja auch einer von Außen über die Mauer gestiegen sein und die Uhr genommen haben. Mit der Zeit wird sich wohl Alles aufklären; den Jungen aber wollen wir nicht länger unter dem Verdachte leiden lassen."

Dieser Entschluß gefiel der Bäuerin über alle Maßen; sie eilte in die Gesindestube und rief: „Raphael soll zu seinem Herrn kommen!"

Die Dienstboten wandten ihre Augen alle nach dem Platze, wo Raphael zu stehen pflegte, der Meisterknecht aber sagte: „Der Enk ist nicht da!"

„Der arme Junge schämt sich, zum Vorschein zu kommen," dachte Hedwig und ging in den Stall, um nach ihm zu suchen. „Raphael," rief sie, „komm nur

zum Vorscheine; Dein Herr will nicht ferner von der Uhr sprechen; Du sollst wieder in Gnaden angenommen sein."

Auf diese liebevolle Anrede folgte ebenfalls keine Antwort; deßhalb stieg sie die Leiter hinauf, um auf dem Schlaf-söller nachzusuchen. Sie fand sein Bett unberührt, sah aber am Fußende den Hals einer Flasche hervorstehen. Verwundert zog sie dieselbe hervor und fand zu ihrem Schrecken, daß es eine Flasche aus ihrem Keller war, und zwar von der besten Sorte, die sie darin hatte. Beim Ablegen des Bettes fand sie noch eine zweite, und als sie die alten Verschläge, welche auf dem Boden umherstanden, durchsuchte, fielen ihr noch eine Menge Flaschen in die Hände, die alle aus ihrem Keller waren.

„Also ist er doch ein Dieb gewesen," sagte sie mit traurigem Tone. Da sieht man, daß man auf Niemanden mehr bauen kann. Wahrhaftig, so lange ich lebe, hat mir nichts so leid gethan, als diese Entdeckung."

Betrübt stieg sie hinab und begab sich in das kleine Stübchen, wo sie ihrem Manne berichtete, was sie gefunden.

Wolfgang schaute sie mit offenem Munde an; er wollte ihr gar nicht glauben, und als sie wieder und wieder versicherte, es sei so, da war es ihm, als säße sein Herz zwischen einem Schraubstocke.

„Mein Gott," sagte er, „wie schrecklich haben wir uns in dem Jungen getäuscht! Ich hatte schon Gewissensbisse, weil ich fürchtete, daß wir ihm Unrecht gethan hätten; nun sehe ich aber, daß er ein rechter Heuchler und Scheinheiliger war, dem wir niemals unsere Thüre

hätten öffnen sollen. Er wird sich mit der Uhr auf und davon gemacht haben."

Sie gingen nun zusammen in den Keller und durchsuchten den Raum, wo sie die geistigen Getränke aufbewahrten. Zu ihrem Schrecken fanden sie eine ausgedehnte Beraubung an Wein und Branntwein.

„Mein Gott," sagte Hedwig, „er muß einen Schlüssel zu dem Keller gehabt haben, und sicher hat er die Diebstähle von der ersten Stunde an betrieben. Er hat mit der Unredlichkeit schon in einem frühen Lebensalter begonnen und wird von Stufe zu Stufe sinken, bis er am Galgen oder im Gefängnisse stirbt. Wenn ich ihm dieses furchtbare Ende jetzt noch ersparen könnte, so würde ich es mit Freuden thun."

„Mit dem Mitleid muß es jetzt aufhören; er hat es wahrlich nicht verdient. Es ist auch besser für ihn selbst, wenn er jetzt erwischt und zum erstenmale abgestraft wird, damit er gleich im Anfange eine Scheu gegen das Stehlen bekommt."

Sie verließen den Keller und begaben sich in die Gesindestube, wo die Leute eben ihr Frühstück beendigt hatten.

Wolfgang wandte sich an den Meisterknecht und sprach: „Geh' in meine Stube, ich habe mit Dir zu reden." Zu den andern aber sprach er: „Der Enk scheint sich der gegen ihn schwebenden Untersuchung durch die Flucht entzogen zu haben. Laßt die Arbeit liegen und sucht nach ihm. Die Mägde sollen in den Scheunen und Ställen, die Knechte auf dem Felde und im Walde Nachforschungen anstellen."

Das Gesinde sah sich groß untereinander an, dann verließen sie die Stube und begaben sich auf die Suche.

„Ewald,“ sprach Wolfgang zu dem Knechte, „im Bette Raphael's haben sich Weinflaschen gefunden. Weißt Du davon etwas?“

„Freilich, der Junge hat immer Wein und Branntwein gehabt und mich sowohl im Felde, als in der Schlafstube davon trinken lassen.“

„Wie, Du wußtest es, und hast mir keine Anzeige davon gemacht?“

„Wie hätte ich auf den Gedanken kommen können? Er sagte mir, der Baas mache ihm die Sachen für die schriftlichen Arbeiten zum Geschenke. Das habe ich geglaubt, denn der Junge stand hoch in Ihrer Gunst, und wenn ich mir einmal ein Wort gegen ihn erlaubte, dann hieben Sie mir nicht schlecht über die Nase. Ich habe ihm von Anfang an nicht recht getraut, und es an Hindeutungen nicht fehlen lassen; als ich aber sah, daß er wie ein Schooßkind behandelt wurde, da dachte ich: Der Baas und seine Frau sind klüger, als du. Sie werden wohl wissen, daß er wirklich ein braver Junge ist.“

Wolfgang überhörte den Stich und fragte weiter: „Warst Du von seiner Flucht unterrichtet und hat er Dir gesagt, wohin er sich zu wenden gedenkt?“

„Ich weiß kein Sterbenswort davon. Gestern pochte er noch auf seine Unschuld und sagte: Ich bleibe hier und erwarte mit Ruhe das Gericht. Er verstand es gründlich, sich zu verstellen und zu heucheln. Ich bin ein rechter Schafskopf gewesen, daß ich ihm geglaubt habe. Wenn ich von seiner Absicht nur im Entferntesten eine Ahnung gehabt hätte, dann würde ich ihn festgebunden und eingeschlossen haben.“

Während sie noch miteinander sprachen, kamen zwei

Mägde mit einem großen Korbe voll Wein- und Branntweinflaschen, die sie im Heu gefunden.

„Geh' zum Bürgermeister," sagte Wolfgang zornig zu dem Meisterknechte; er soll veranlassen, daß ein Steckbrief hinter dem Diebe her erlassen wird."

Ewald zögerte nicht lange. „Wir werden ihn schon fassen," sagte er, „denn aus der Welt ist er noch nicht, und der Hunger wird es ihm schon anthun, daß er aus seinen Schlupfwinkeln hervorkommt und Brod bettelt."

Die Eile, welche der Meisterknecht gezeigt hatte, schlug in das gerade Gegentheil um, als er den Hof hinter sich hatte. Als er im Dorfe angekommen war, ging er auch nicht direkt zum Bürgermeister, sondern erst in's Wirthshaus, wo er in großer Gemüthsruhe ein paar Klaren trank.

„Ist es denn wirklich wahr, daß euer Enk die Uhr gestohlen hat?" fragte der Wirth.

„Das muß die Zukunft lehren," antwortete Ewald. „Uebrigens ist es kaum denkbar, daß ein Anderer sich dieses Vergehens schuldig gemacht hat, denn er war allein im Hause, und daß er die Uhr als sein Eigenthum betrachtete, hat er oft genug ausgesprochen. Auf jeden Fall ist er ein durchtriebener Strick gewesen, denn er hat sich auch noch anderer Veruntreuungen schuldig gemacht und sich seiner Verhaftung durch die Flucht entzogen."

„Daß Dich! Offen gesagt, hat kein Mensch an seine Schuld geglaubt, denn er sah so offen in den Tag hinein, als ob er noch niemals etwas Böses gethan habe."

„Stille Wasser gründen tief, Herr Wirth."

„Ja, ja, das alte Sprichwort bewährt sich wieder! Man kann keinem Menschen mehr trauen. Der Schlingel

sollte nur froh gewesen sein, daß er ein so gutes Unterkommen hatte, aber Undank ist der Welt Lohn, und je ärmer die Leute sind, desto begehrlicher sind sie gewöhnlich."

Der Bürgermeister kam jetzt am Fenster vorbei und ging die Straße hinab in's Feld. Ewald sah es wohl, aber er bekümmerte sich nicht um ihn, sondern ließ sich noch einen dritten Klaren geben und plauderte mit dem Wirthe behaglich weiter.

Endlich erhob er sich und schlenderte gemächlich dem Bürgermeisteramte zu. Er traf nur den Schreiber zu Hause.

„Ich möchte mit dem Herrn Bürgermeister sprechen."

„Er ist nicht zu Hause, aber Sie können mir sagen, was Sie zu bestellen haben."

„Dazu habe ich keinen Auftrag; ich soll mit dem Herrn Bürgermeister selbst reden und werde warten, bis er zurückkommt."

Der Schreiber setzte seine Arbeit fort; Ewald aber besah sich die Karten an den Wänden und wurde des Wartens gar nicht müde. Gegen Mittag sagte er: „Der Herr Bürgermeister bleibt aber lange. Soll ich mich in der Familie nicht erkundigen, wohin er gegangen ist?"

„Thun Sie das! Sie kann allein Auskunft geben."

Ewald erhob sich, begab sich in die Privatwohnung des Bürgermeisters und fragte seine Gattin, wo der Herr wohl zu finden sei.

„Er ist zu den Knechten im Felde und wird erst zur Mittagsstunde wieder kommen."

„Mittag ist es bald; ich werde also noch warten, oder besser, ich gehe ihm entgegen. In welchem Felde ist er denn?"

Die Frau Bürgermeister beschrieb ihm den Weg;

Ewald aber setzte seine Mütze wieder auf und spazierte langsam in's Feld. Der Bürgermeister kam ihm auf halbem Wege entgegen uud fragte nach seinem Begehren.

„Zu Hause ist eine kuriose Geschichte passirt," sagte er. „Unser Enk hat sich am Gute unseres Herrn vergriffen —"

„Das weiß ich schon lange. Was hast Du sonst noch?"

„Der Enk hat es recht toll getrieben und es nicht bei der Uhr gelassen, sondern er hat auch geistige Getränke gestohlen. Heute Nacht aber, oder vielleicht schon gestern Nachmittag hat er sich auf die Lappen gemacht und ist flüchtig geworden. Der Baas ersucht Sie, dafür zu sorgen, daß ein Steckbrief hinter ihm her erlassen wird."

Der Bürgermeister gerieth in furchtbaren Zorn. „Ich wußte wohl, daß es so kommen würde, deßhalb drang ich auf die Verhaftung des Spitzbuben, aber der Bauer vom Narzissushofe wollte sein weiches Herz walten lassen und durchkreuzte meine Pläne. Und welch' eine Eulenspiegelei, daß man mir die Flucht erst jetzt meldet! Der Junge kann ja längst über alle Berge sein. Geh' nach Hause und sage Deinem Herrn, der Steckbrief solle erlassen werden, aber es würde wohl wenig nützen, weil es so lange hinterher käme; wenn er künftig noch einmal einen verdächtigen Menschen im Hause habe, dann solle er nur gleich Nägel mit Köpfen machen."

„Ja, das wäre das richtige Verfahren, Herr Bürgermeister, aber der Baas hat seine eigenen Ansichten, und wenn er einem wohl will, dann mag er so wenig werth sein, wie eine taube Nuß, er streichelt und hätschelt ihn doch. Den Dienstboten aber, die es gut mit ihm

meinen, wirft er mit Scheltworten an den Kopf und sie können ihm nicht leicht etwas recht machen. Nun, er wird schon durch Schaden klug werden!“

Ewald eilte jetzt mit raschen Schritten nach Hause und erzählte dem mit Ungeduld wartenden Baas, welche Mühe er gehabt habe, um den Bürgermeister im Felde aufzufinden.

Die übrigen Dienstboten waren ebenfalls heimgekehrt, aber keiner von ihnen hatte eine Spur von dem Flüchtlinge gefunden.

Hedwig dankte im Stillen Gott, daß die Anstrengungen vergeblich waren, denn wie sehr auch der Schein gegen ihn zeugte, so hatte sie doch ein Gefühl, als wenn sich nur alle Umstände gegen ihn verschworen hätten. Jeden Abend schloß sie ihrem Gebete noch ein Vater unser für den unglücklichen Jüngling an und lebte der zuversichtlichen Hoffnung, daß seine Unschuld noch an den Tag kommen werde.

IV.

Raphael hatte die Zelle bezogen; der Prior saß neben ihm, und sie pflogen ernsten Rath, welche Laufbahn er ergreifen solle. Mit dem Ackerbau schien es nichts zu sein, denn er zeigte keine ernstliche Neigung dafür, und derselbe war auch in der dortigen Gegend mit Gefahr verbunden, da er ja leicht erkannt werden konnte.

„Wie wäre es denn mit der Bildhauerei," fragte der Prior.

„Ich habe ja das Zeichnen aufgeben müssen, weil meine Mutter kein Geld hatte, um einen Lehrer zu bezahlen."

„Dieser Grund fällt hier weg, mein Sohn; wenn Du Neigung dazu hast, dann könnte hier das Studium wieder aufgenommen werden."

„Das Zeichnen hat mir immer viel Vergnügen gemacht," sagte Raphael mit leuchtenden Augen, „und wenn ich die Bildhauerei erlernen könnte, dann wüßte ich nichts Lieberes. Schon um meines seligen Vaters willen möchte ich es gerne thun, denn es war immer sein Wunsch, daß ich seine Kunst erlerne."

„Wenn Du Anlagen hast, wird es sich gut machen, mein Sohn. Seit einiger Zeit haben wir einen Mönch im Kloster, der früher als Maler und Bildhauer in der Welt eines großen Rufes genoß. Er hat sich in das Klosterleben zurückgezogen, weil er das Bedürfniß fühlte, dem Geräusche der Welt zu entfliehen und in den stillen Klosterhallen seine Kunst allein im Dienste Gottes zu üben. Folge mir; wir wollen ihm einen Besuch machen."

Der Prior führte ihn über den Hof in einen entlegenen Theil des Klosters. Hier trafen sie den Bruder Franziskus in einem großen Saale, wo er mit der Ausarbeitung eines marmornen Altares beschäftigt war. Er hatte einen langen schwarzen Bart, welcher bis auf die Brust herabhing und ein so ehrwürdiges Aussehen, daß Raphael sich fast fürchtete, ihn anzusehen.

Der Prior nahm den Bruder Franziskus auf die Seite und sprach lange mit ihm im Geheimen. Er warf zuweilen einen Blick auf den Jüngling, als ob er ihn prüfen wolle, dann sprach er zum Prior: „Ich habe in der Welt die Menschen kennen gelernt und mir nach und nach die Fähigkeit erworben, den Charakter nach dem Gesichte zu beurtheilen. Dieser Jüngling ist des Verbrechens, welches ihm aufgebürdet wird, nicht schuldig. Wir werden ihn also der Verfolgung entziehen müssen. Das geschieht am besten, wenn er ganz bei mir bleibt. Der Raum, welchen ich für die Klosterschätze im Falle eines Krieges und Ueberfalles geschaffen habe, ist ganz sicher. Kein menschliches Auge kann den Eingang entdecken. Dort will ich ihm das Schlafkämmerlein bereiten; auch kann er sich dort aufhalten, wenn Nachforschung kommen sollte. Ob er ein Bildhauer werden kann, das

hängt von seinem Talent ab; doch werde ich bald im Stande sein, darüber zu urtheilen."

Er nahm den Jüngling zu sich und führte ihn zu den Statuen, welche er gefertigt hatte. Raphael beschaute sie voll Entzücken und rief: „Ach, wie herrlich! Sie sind viel schöner, als die Heiligen, welche mein Vater für den Cölner Dom gemacht hat."

„Möchtest Du denn auch lernen, solche Figuren auszuhauen?"

„O, wenn das möglich wäre, dann würde ich sehr glücklich sein."

Bruder Franziskus nahm ihn an die Hand und führte ihn am Ende des Saales zu einem Altare, der fast an die Wand gebaut war und mit derselben zusammenzuhängen schien.

„Siehst Du hier einen Eingang?" fragte er.

Raphael schaute aufmerksam umher und forschte überall mit den Augen, aber er schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete: „Ich sehe nichts!"

Da ging der Mönch auf die Seite, schraubte eine Büchse von einem Wandleuchter los und drückte auf den innern Stift. Sogleich hob sich das eiserne Antependium des Altares in die Höhe und bildete eine Oeffnung, durch welche sie hindurchschlüpfen konnten. Der Mönch drückte das Antependium nieder und verschloß es oben mit einem Keile, so daß es nicht geöffnet werden konnte.

Wenige Schritte brachten sie in einen Raum, welcher nach allen Seiten von massiven Mauern umgeben war, so daß sein Vorhandensein im Innern des großen Bauwerkes gar nicht geahnt wurde. Dieses Gemach erhielt sein Licht von oben. An den Wänden standen reich geschnitzte Schränke, in denen sich eine auserlesene Biblio-

thek befand. In der Mitte standen Tische mit Zeichengeräthschaften, daneben Staffeleien mit angefangenen Heiligenbildern.

Das Zimmer hatte zwei Alkoven, wovon der Mönch einen zum Schlafgemache für Raphael bestimmte. „Sollte jemals im Kloster nach Dir gesucht werden," sagte er, „so hast Du Zeit genug, Dich hier zu verbergen. Du wirst übrigens in der ersten Zeit fast immer hier zubringen und Dich mit Zeichnen beschäftigen, damit Dir die nothwendigen Vorbereitungen zur Bildhauerei nicht fehlen. Da liegen Stifte, Papier und Vorlagen. Wähle Dir aus, was Du glaubst, machen zu können. Für das erstemal werde ich Dich ganz allein arbeiten lassen, damit ich sehe, wie weit Deine Fähigkeiten gehen."

Auf dem Wege, welchen er gekommen war, ging er wieder zurück, und Raphael befand sich allein im Gemache. Lange blätterte er in den Vorlagen umher und war unschlüssig, was er wählen solle. Endlich blieb sein Blick auf einer Mutter Gottes haften, an welcher sich nur wenig Schattirungen befanden. Eine kleinere von solcher Gestalt hatte er schon gemacht, als er noch in die Schule ging, aber das Größenverhältniß war ihm doch ein unbekanntes, und seine Hand zitterte, als er die ersten Striche machte.

Bald merkte er, daß die grobe Feld- und Hausarbeit seine Finger ungelenk und ungeschickt gemacht hatte, und er verlor fast den Muth, weiter zu zeichnen; aber sein Verstand sagte ihm, daß von dieser Arbeit seine Zukunft abhing. Er gab sich also alle erdenkliche Mühe, dem Original möglichst nahe zu kommen; leider aber mußte er sich nach Vollendung der Zeichnung sagen, daß dieselbe dem Bruder Franziskus unmöglich genügen könne.

Wehmüthig gestimmt, saß er vor der Zeichnung, und es fehlte nicht viel, so wären ihm die Thränen gekommen, indessen war er vernünftig genug, einzusehen, daß es mit Weinen nicht besser werde. Mit frischem Muthe nahm er neues Papier und begann die Arbeit zum zweitenmale, hörte auch nicht auf, bis sie fertig war.

Auch jetzt war er noch nicht zufrieden. Er verglich deßhalb die Vorlage Strich um Strich mit seiner Arbeit und merkte sich ganz genau die einzelnen Fehler. „Nun will ich sie zum drittenmale machen," sprach er zu sich selbst und begann abermals zu arbeiten, daß er ganz heiß wurde.

Als er den Stift niederlegte, trat der Bruder Franziskus ein und prüfte die drei Zeichnungen. Beim Anblick der ersten zog sich seine Stirne in Falten, bei der zweiten hellte sich sein Gesicht auf und bei der dritten lächelte er vergnügt.

„Für heute kannst Du Dein Tagewerk schließen," sagte er, „aber morgen beginnen wir einen regelmäßigen Unterricht. Nun will ich Dir etwas sagen, was Du beherzigen magst. Bildhauer kann Jeder werden, welcher die Anlage dazu hat, aber wer etwas Tüchtiges leisten und auch in der menschlichen Gesellschaft eine achtunggebietende Stellung einnehmen will, der muß sich auch in den Wissenschaften umsehen und sonst etwas Solides lernen. Wenn Du dazu Lust hast, so wird uns der Prior erlauben, daß wir die Abendstunden dazu verwenden."

„O, gewiß will ich! Es ist ja ein ganz unbeschreibliches Glück für mich armen Jungen, daß ich eine so schöne Gelegenheit und so gute Menschen finde."

„Nun, so gehe zum Prior und bitte ihn schön; er wird es Dir nicht abschlagen.“

Raphael begab sich mit freudestrahlendem Gesichte auf den Weg. Er machte keine lange Einleitung, sondern fiel gleich mit der Thüre in's Haus und rief: „Bruder Franziskus will mich nicht allein Zeichnen lehren, sondern mich auch Abends in den Wissenschaften unterrichten, und ich soll mir dazu die Erlaubniß holen.“

Der Prior war von der Angelegenheit schon unterrichtet. Er nahm, freundlich lächelnd, Raphael's Hand und sprach: „Du kannst in keinen bessern Händen sein, als in denen des Bruders Franziskus. Ich übergebe Dich ihm ganz und gar, denn ich bin fest überzeugt, daß Du bei ihm wohl aufgehoben bist und daß Niemand besser für Deine Zukunft sorgen kann. Kehre also nur zu ihm zurück und folge seinen Wünschen und Rathschlägen.“

Raphael küßte dem Prior die Hand und ging freudig bewegt zu dem Bruder Franziskus zurück. Nun begann das Arbeiten nach allen Richtungen, als wenn nicht allein ein Künstler, sondern auch ein Gelehrter aus ihm werden sollte.

Eine Woche lang hatte Raphael eifrig studirt und gezeichnet, da kam durch einen Zufall das Amtsblatt in das Kloster. In demselben stand eine Anzeige, welche den Prior in nicht geringe Besorgniß versetzte. Sie hieß, wie folgt: „Der des Diebstahls verdächtige Unterknecht Raphael Rosenkranz vom Narzissushofe hat sich seiner Verhaftung durch die Flucht entzogen. Indem wir nachstehend sein Signalement aufführen, fordern wir alle Polizeibeamten auf, auf den Raphael Rosenkranz ein wachsames Auge zu haben, denselben im Betretungsfalle

zu verhaften und im nächsten Polizeigefängnisse abzuliefern."

Das nun folgende Signalement beschrieb ihn so genau, daß er nicht leicht verkannt werden konnte. Die Mönche waren deßhalb voller Angst um ihn, und er durfte nicht mehr aus seinem verborgenen Gemache herauskommen. So oft ein Polizeisoldat oder ein Gendarm am Kloster vorbeikam, bebten sie zusammen und fürchteten, daß sie einen Besuch erhalten würden.

Die Gefahr ging aber glücklich vorüber, und nach und nach vergaß man draußen den Flüchtling. Dieser aber zeigte bei seinen Studien einen so regen Eifer, daß Bruder Franziskus höchst zufrieden mit ihm war. Als ihn der Prior eines Tages nach seinem Zöglinge fragte, gab er zur Antwort: „Die Zeit, welche er hinter dem Butterfasse gestanden und den Pflug geführt hat, ist eine so gründlich verlorne gewesen, daß man es nur beklagen kann. Der junge Mann hat so entschiedene Anlagen, wie ich nur selten einen gefunden; er macht Fortschritte, die in Erstaunen setzen. Ich bedaure nur, daß er nicht gleich vom Grabe seiner Mutter in meine Lehre gekommen."

Zuweilen überzeugte sich auch der Prior von seinen Fortschritten. Wenn er auch kein Künstler war, so konnte er doch sehen, wie er von Stufe zu Stufe emporgestiegen war und in der That für die kurze Zeit ganz Großartiges leistete. Lächelnd drückte er ihm die Hand und wünschte ihm Glück zu seinen Erfolgen. „Nur immer so fortgefahren," sagte er, „dann bekommen wir mit der Zeit noch einen zweiten Bruder Franziskus in's Kloster!"

Raphael, welcher für das Lob nicht unempfänglich

war, arbeitete mit unermüdlichem Fleiße weiter. Bald mußte er in dem großen Saale thätig sein, wo er die ersten Versuche im Modelliren und Bildhauen machte, die ebenfalls günstig ausfielen.

Wir können natürlich den Weg seiner Ausbildung nicht genau verfolgen, sondern müssen uns damit begnügen, zu sagen, daß er sich im Verlaufe von drei Jahren auf den Gebieten des Zeichnens, der Malerei, der Modellir- und Bildhauerkunst nicht vergebens versucht hatte.

Leider wurde Bruder Franziskus krank und konnte sich nicht weiter mit ihm beschäftigen. „Mein Freund," sprach er, „ich fühle, daß ich niemals wieder einen Pinsel oder einen Meißel anrühren werde. Mit dem Unterrichte ist es also vorbei, und Du thust wohl, wenn Du Dich auf die Wanderung begiebst, Akademien und große Meister besuchst, denn Du bist jetzt auf dem Punkte angekommen, wo Dein Talent sich eine neue Bahn brechen und seine eigene Straße wandern will. Da ist die Anschauung großer Kunstwerke unumgänglich nothwendig, damit das ungestüme Roß nicht ohne Zaum und Zügel davonstürmt."

„Wenn es so schlimm mit euch steht, Meister, dann darf ich noch nicht wandern," sprach Raphael. „Ihr habt viele Stunden für mich verloren und aus einem armen flüchtigen Bauernjungen einen Künstler gemacht. Wie sollte ich also so undankbar sein und Euch in Eurer Krankheit allein lassen?"

„Es ist mir allerdings lieb, wenn Du bei mir bleiben willst, bis Du mir die Augen zudrücken kannst, aber Du wirst nicht lange bei mir wachen, denn der Herr giebt mir die Gnade eines ziemlich schnellen und

schmerzlosen Todes, das fühle ich ganz genau. Damit er mich nicht überrascht, ehe ich meine Schuldigkeit gethan habe, will ich Dir schon jetzt ein Zeugniß und eine Empfehlung schreiben. Wo Du es vorzeigst, wirst Du gute Aufnahme finden."

Die Krankheit nahm in der That einen raschen Verlauf; schon nach wenigen Tagen hatten seine Kräfte so sehr abgenommen, daß er sich nicht mehr vom Lager erheben konnte. Sein Geist blieb zwar noch frisch und klar, aber der Körper nahm zusehends ab, und ehe drei Wochen in's Land gegangen waren, verlangte er zum letztenmale nach den Sterbesakramenten.

Er empfing dieselben mit einer Andacht wie ein Heiliger und sagte voraus, daß er noch am heutigen Tage sterben werde. Vorher aber wünschte er den Prior allein zu sprechen.

Der Prior kam und Bruder Franziskus sprach: „Ich will mein Testament mündlich machen; hört es aus meinem Munde an und richtet Euch darnach: Ich wünsche, daß ich auf dem Klosterkirchhofe ohne jede Auszeichnung beigesetzt werde. Auf meinem Grabe soll nur ein kleines hölzernes Kreuz stehen, welches in wenigen Jahren dem Umsturz und der Fäulniß anheimfällt. Nur mein Klostername Franziskus soll auf dasselbe geschrieben werden, denn ruhmredige Worte von meiner künstlerischen Laufbahn verletzen die christliche Demuth und Bescheidenheit; aber ausdrücklich bitte ich um das Gebet der Brüder, und wünsche, täglich in dasselbe eingeschlossen zu werden. Was ich besaß, als ich die Welt verließ und in das Kloster eintrat, habe ich an Arme und Nothleidende gegeben; ich hinterlasse nichts, als meine Zeichnungen, meine Gemälde, Modelle und Stein-

figuren. Alle sind in der Absicht verfertigt, dem Kloster und der Kirche zur Zierde zu gereichen; nehmt sie deßhalb aus meiner Hand an und bringt sie an diejenigen Stellen, welche ihr für die geeigneten haltet."

Der Prior, welcher die Hand des Kranken hielt, nickte und versprach, Alles nach seinem Willen zu ordnen.

„Ich danke Euch," flüsterte Bruder Franziskus. „Nun habe ich aber noch eine Bitte. Ich kann mir leicht denken, daß die Brüder wünschen, meinen Schüler bei sich zu behalten, damit er meine Kunst fortsetze und das Kloster in jeglicher Weise schmücke; aber ich rathe euch davon ab.

„Raphael steht auf dem Punkte, die Blüthe seines eigenartigen Talentes vollauf zu erschließen, aber dieses kann in den stillen Klosterräumen, wo er ohne Meister ist, nicht geschehen. Wie ohne Licht und Sonne die Knospe sich nicht entfaltet, sondern im Keime erstickt, so würde auch hier seine Kunst in der Hülle bleiben.

„Laßt ihn darum ziehen, wohin seine Lust ihn treibt. Ich setze voraus, daß er nach Italien gehen wird, denn von der dortigen Kunst habe ich ihm so viel erzählt, daß er voll Begeisterung für dieselbe glüht; auch sind ihm durch meine Empfehlungsbriefe die Wege geebnet, und er wird überall wohl empfangen werden."

Der Prior war so voll Schmerz, daß er nicht reden konnte, aber er billigte Alles, was der sterbende Künstler sagte und nickte zustimmend mit dem Kopfe.

Bruder Franziskus hatte nun die schwerste Erdensorge von sich abgethan und wandte sich ganz dem Himmlischen zu. Der Mann, welcher sich einst in den höchsten Kreisen der Gesellschaft und an den Höfen der Fürsten als Stern erster Größe bewegt hatte, ging nun

in der selbstgewählten Einsamkeit des Klosters seinem Ende entgegen. Sein Ruhm, der einst die Welt erfüllt hatte, begrenzte sich jetzt auf eine enge Zelle; aber er bedauerte dieses nicht, denn er hatte die Erde niemals als einen ständigen Aufenthalt, sondern nur als einen Durchgangspunkt zu einem bessern und schönern Leben betrachtet.

Ein ergreifender Anblick war es, als sich nach und nach alle Klostergeistlichen und die Laienbrüder um das Lager des Sterbenden sammelten, mit betrübten Gesichtern niederknieten und die Sterbegebete sprachen. Der Prior allein stand aufrecht und hielt die glühende Hand des Heimgehenden. Auch Bruder Franziskus betete, aber nach und nach erstarben seine Worte und nur seine Lippen bewegten sich noch langsam.

Der Prior gab ihm jetzt die geweihte Kerze in die Hand, beugte sich zu ihm nieder und stellte eine Frage an ihn.

Mit schwacher Stimme gab er zur Antwort: „Ich sterbe im Glauben an Jesum Christum und seine heilige Kirche! Herr, nimm mich auf in Deine Wohnungen!“

„Bruder Franziskus,“ antwortete der Prior, „Du stirbst nach dem würdigen Empfange der heiligen Sakramente, und Gott wird Deine Seele in Gnaden aufnehmen, denn Dein Lebenswandel war ohne Makel.“

Nachdem er die üblichen Ceremonien vorgenommen hatte, nahm er das Licht aus des Sterbenden Hand und reichte ihm das Kruzifix. Bruder Franziskus drückte es an seine Lippen, aber Hand und Mund waren schon kraftlos, die letzte Secunde nahte immer mehr.

Auch der Prior sank jetzt auf die Knie, und gemeinsam erscholl das heiße Flehen der Mönche zum Himmel. In

der Brust des Sterbenden entstand ein leises Röcheln, mühsam brachte er die Worte hervor: „Herr, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist!“

Es waren die letzten, welche er auf dieser Erde sprach, denn unmittelbar nach denselben stand sein Herz still.

In Thränen aufgelöst erhob sich Raphael von den Knieen, beugte sich zu dem Todten nieder, gab ihm einen Kuß auf seine starren Lippen und drückte ihm die offenstehenden Augenlider herab.

„Du bist jetzt bei dem Meister aller Meister,“ sprach er schluchzend, „Du schaust nun die Kunst in ihrem innern Wesen. Bete da oben für mich, damit ich Dein würdiger Nachfolger werde und unverdrossen im Dienste unseres gemeinsamen Herrn arbeite.“

Die Mönche und der Prior setzten ihre Gebete fort; dann erhoben sie sich und wankten aus der Zelle.

Am dritten Tage wurde die Leiche bestattet und zwar ganz in der einfachen Art, wie Bruder Franziskus es vorgeschrieben hatte.

Nach dem Begräbnisse ließ der Prior Raphael in seine Zelle rufen. „Mein Sohn,“ sprach er, „ich hatte mich lange mit dem Gedanken getragen, Dich an unser Kloster zu fesseln, denn Deine Talente sind so vielseitig, daß sie uns zum größten Ruhme und Nutzen gereichen würden. In zwei Künsten bist Du bereits ein Meister geworden, im Malen und in der Bildhauerei. Außerdem hast Du in den Wissenschaften erstaunliche Fortschritte gemacht, aber Dein Meister hat vor seinem Scheiden einen Wunsch ausgesprochen, den ich im vollsten Maße achte.“

„Alles, was ich kann, verdanke ich dem Aufenthalte im Kloster,“ gab Raphael gerührt zur Antwort; „als

armer Flüchtling und unwissender Knecht kam ich hieher. Sie nahmen mich auf, gaben mir Kost, Kleider und Herberge und scheuten sich nicht vor dem schlechten Rufe, den ich mitbrachte. Ich bin Ihnen und dem Kloster also unbezahlbaren Dank schuldig. Es ist wahr, mein Herz stimmt mit den Worten meines Meisters überein, aber wenn Sie nur den leisesten Wunsch haben, daß ich hier bleibe, so fordert die Dankbarkeit gebieterisch, daß ich denselben erfülle."

„Das sei fern von mir, mein Sohn; Niemand darf sein Talent vergraben, sondern soll mit demselben wuchern, so viel es ihm möglich ist. Reise also in Gottesnamen und suche Beschäftigung, wo sie Dir paßt."

Er ging an seinen Schreibtisch, nahm ein Papier aus einem Gefach und überreichte es ihm mit den Worten: „Das ist eine Empfehlung an alle Klöster und Geistliche, welche Du auf Deinem Wege treffen wirst. Sie werden Dich gastfreundlich aufnehmen und Dich mit Rath und That unterstützen.

„Wir haben leider kein Geld, um Dir die Reise bequem und angenehm zu machen, aber Bruder Franziskus hat vor seinem Abschied aus der Welt eine Summe für Dich bestimmt, welche Du mitnehmen und angreifen sollst, wenn es Dir an Mitteln gebricht. Hier ist sie. Geh' haushälterisch damit um, und wenn Du sie nicht brauchst, so lege sie zurück, bis Du ein armes Talent findest, welches der Unterstützung würdig ist."

Tief bewegt packte Raphael seine wenigen Sachen, schnallte sich dieselben wie ein Handwerksbursche auf den Rücken, nahm unter Thränen Abschied von den Brüdern und wanderte von dannen. Remigius, der Bruder Pförtner, drückte ihm auf der Schwelle des Klosters

warm die Hand, wünschte ihm glückliche Reise und den besten Erfolg und schaute ihm, als er in den Wald hineinschritt, noch eine Weile nach.

Von wehmüthigen Gefühlen überwältigt, blieb Raphael bald stehen und schaute nach den Thürmen und Mauern des Klosters zurück. Fast hätte er die Wanderung aufgegeben und wäre wieder zurückgekehrt, denn die väterliche Liebe, welche er bei den Mönchen getroffen, fand er sicherlich nirgends wieder. Sie hatten auch ja Alles, was Besseres an ihm war, aus ihm gemacht, aber der Gedanke an seinen Meister, der ihm die weitere Ausbildung anempfohlen hatte, half ihm die weiche Stimmung überwinden, und er setzte seinen Weg fort.

„Gottes Hand hat mich väterlich und liebevoll geleitet," sprach er zu sich selbst. „Wäre ich auf dem Narzissushofe geblieben, so würde ich nach und nach auch meine Stelle ausgefüllt haben, aber als Knecht hätte ich doch niemals rechte Befriedigung gefunden. So ist denn der ungegründete Verdacht zu meinem Besten gewesen!"

Es überlief ihn aber doch eiskalt, als er daran zurückdachte. Wie günstig er die Sache auch auffaßte, seine Ehre war noch nicht reingewaschen, und es schmerzte ihn tief, daß Hedwig und Wolfgang ihn für einen Dieb hielten.

Noch eine andere Erwägung schüchterte ihn ein. Es war ein Steckbrief hinter ihm her erlassen, und es konnte sich leicht fügen, daß er erkannt und verhaftet wurde. In den stillen Klostermauern hatte er Schutz und Schirm gehabt, aber auf der offenen Straße war er der Entdeckung leicht ausgesetzt. Er dachte deßhalb

darüber nach, ob er seinen Namen Raphael Rosenkranz nicht in einen andern verwandeln solle; aber das widerstrebte seinem Gefühle, denn er gab dadurch zu erkennen, daß er Ursache gehabt hätte, sich in Schleier zu hüllen.

Nach einigem Bedenken nahm er seinen kräftigen Schritt wieder auf und sprach zu sich selbst: „Wer auf den lieben Gott vertraut, der hat auf keinen Sand gebaut.“

Von dem Kloster mußte er einen ziemlich weiten Fußmarsch machen, um nach Cöln zu gelangen, wo er das Dampfschiff besteigen wollte.

Der direkte Weg hätte ihn am Narzissushofe vorübergeführt, und er war sehr versucht, denselben einzuschlagen, um den guten Hofleuten zu versichern, daß er an dem Diebstahle der Uhr unschuldig gewesen; aber das Experiment war doch zu gefährlich, deßhalb machte er einen weiten Umweg.

Dennoch lief er Jemanden in die Arme, der ihn leicht verrathen konnte. Mit Fluchen und Peitschenknallen kam ein Fuhrmann mit rothen Haaren heran; er war eben in einen Hohlweg eingebogen und so ungeschickt zu Werke gegangen, daß der Wagen sich festfuhr.

Polternd schlug er auf die Gäule, welche dem Raphael noch vom Narzissushofe her bekannt waren; die Thiere strengten ihre letzte Muskelkraft an, aber sie waren nicht im Stande, den Wagen weiter zu ziehen. In steigendem Zorne schlug er immer wüthender darauf los und zwar mit umgewendeter Peitsche. Dem Raphael zitterte das Herz vor Mitleid, und er wäre den armen Gäulen gerne zu Hülfe geeilt, aber er durfte es nicht wagen. Schon war er in den Hohlweg eingetreten; da er aber so dicht an Ewald vorüber mußte,

daß dieser ihn nicht übersehen konnte, so lenkte er seinen Schritt zurück und wanderte über das hohe Ufer, wo er durch das Gebüsch sehen konnte, was der Knecht begann.

Er hatte das Schlagen aufgegeben und eine Flasche mit Branntwein vom Wagen genommen, dem er nach seiner frühern Gewohnheit unmäßig zusprach.

„Das Festfahren hat auch sein Gutes,“ sagte er; „nun kann ich doch saufen, bis noch ein Karren kommt und mir Hülfe bringt! Es lebe der Branntwein! Juchhe der Branntwein!“

Raphael enteilte dem Schauplatze mit schnellen Schritten und näherte sich immer mehr der Stadt Cöln. Nicht ohne Furcht durchschritt er das Thor; ihm bangte, erkannt zu werden, und er bedachte nicht, daß er sich seit seiner Flucht aus Cöln sehr verändert hatte und aus einem Knaben ein kräftiger und hochgewachsener Jüngling geworden war.

Sein Weg führte ihn an der Wohnung des Schusters vorüber, bei dem er vor Jahren in der Lehre gestanden. In der unglücklichen Familie schien sich noch nichts geändert zu haben; der Meister hatte einen starken Haarbeutel, mit welchem es ihm nicht recht gelingen wollte, von der Straße die Treppe hinaufzuschreiten. Seine Ehehälfte half mit Poltern nach und schüttelte ihn so derb, daß er das Gleichgewicht verlor und zu Boden stürzte.

Raphael wandte sich von der ekelhaften Scene ab und schritt dem Dome zu. Jetzt stand er vor dem gewaltigen Baue, dessen Thürme noch unausgebaut in die Luft ragten. Auf einem derselben stand noch der Krahnen, mit dem man früher die Lasten in die Höhe gezogen

hatte, der aber jetzt so alt und morsch aussah, als ob man es nicht wagen dürfe, seiner Schwäche einen Stein anzuvertrauen.

Nachdem er mit übergebeugtem Haupte die gewaltigen Steinmassen beschaut und bewundert, begab er sich schüchtern in das Innere des Domes, wandelte an den mächtigen Säulenbündeln vorüber zum hohen Chore und sah durch das Gitter zu den Grabmälern und Altären hinüber.

Der großartige Bau, den er schon als Kind so oft angestaunt hatte, erregte auch jetzt wieder seine Bewunderung. Prüfend ging er in den weiten Hallen rund und pries den großen Geist, der dieses Riesenwerk erdacht. „Es ist zu groß für einen Mann," sagte er, „zu gewaltig für einen einzigen Geist, deßhalb hat die Welt den Namen des Meisters vergessen."

Erbaut und hoch erhoben begab er sich zum Rheine, wo das Dampfschiff bereit lag, um die Reisenden flußaufwärts zu führen. Raphael löste eine Karte bis Mainz, denn auch dort wollte er dem Dome einen Besuch machen, ehe er seinen Reisestab weiter setzte.

V.

Indeß Raphael wandert und sich an Akademien und bei großen Meistern noch weiter ausbildet, wollen wir uns wieder einmal auf dem Narzissushofe umsehen.

Es war an einem schönen Sommersonntagnachmittage; die Kirchenglocken hatten bereits zur Vesper gerufen, und außer der Hofbäuerin hatten sich die sämmtlichen Bewohner zur Vesper begeben. Hedwig hatte sich in dem uns bekannten kleinen Stübchen niedergelassen und die Handpostille aufgeschlagen, aber heute fehlte die Andacht, und es kamen ihr immer weltliche Gedanken in den Kopf.

Verdrießlich schlug sie das Buch zu, kreuzte die Arme über einander und lehnte sich in den Stuhl zurück. Wie es bei einer Hofbäuerin natürlich ist, beschäftigten sich ihre Gedanken mit dem Narzissushofe. Als sie als junge Frau auf denselben gekommen war, hatte er sehr im Argen gelegen und war mit schweren Schulden behaftet gewesen, aber sie war mit dem festen Entschlusse gekommen, überall bessernde Hand anzulegen, eine strenge Ordnung einzuführen, weise Sparsamkeit zu üben, ihre Dienstboten zu einer geregelten Thätigkeit und zu einem

frommen Wandel anzuhalten und selbst die Erste und Letzte im Hauswesen zu sein.

Ihr Mann hatte sich unter dem Regimente seiner Eltern ein gewisses Sichgehenlassen angewöhnt, und es fehlte ihm die richtige Art, ein unerläßliches Prinzip aufzufassen und durchzuführen; aber glücklicher Weise hielt er ein großes Stück auf die Fähigkeiten seiner Frau und war ihr so sehr zugethan, daß er ihren Rathschlägen mit Freuden folgte.

Drei Wochen nach ihrem Einzuge auf dem Narzissushofe hatte sie alle Aecker, Wiesen und Wälder begangen, die Gärten und Ställe untersucht und sich einen vollständigen Ueberblick über die Mängel des Hofes verschafft; aber dabei blieb sie nicht stehen, sondern dachte auch über die Mittel zur Abhülfe nach.

Als sie vollkommen im Reinen war, setzte sie sich zur geeigneten Stunde mit ihrem Manne in das Stübchen und rechnete ihm vor, daß sie bei der Fortsetzung der jetzigen Wirthschaftsmanier in zehn Jahren keinen Ziegel auf den Dächern mehr ihr Eigenthum nennen könnten.

Wolfgang erschrack bei dieser Mittheilung, aber er mußte eingestehen, daß sie Recht hatte.

„Was fangen wir aber an, um diesem Unglücke zu entgehen?“ fragte er kleinlaut.

„Es steht schlimm,“ gab sie zur Antwort, „aber man darf niemals den Muth verlieren, und wenn man ein Uebel einmal erkannt hat, dann bedarf es nur des festen Willens, um dasselbe zu heben. Auch unser Hof kann wieder auf die Höhe gehoben werden, wenn wir die rechten Mittel anwenden und wenn wir Beide einmüthig dasselbe Ziel verfolgen.“

„Mache nur Vorschläge," antwortete Wolfgang; „es fehlt mir nicht an gutem Willen."

„Wenn Du mir das erlaubst, so will ich Dir meine Gedanken offenbaren: Wir arbeiten noch immer nach der alten Methode, wie es Dein Vater, Dein Großvater und Dein Urgroßvater gethan haben; nun sind aber schon seit vielen Jahren Verbesserungen an den Geräthen und der Bewirthschaftungsart eingetreten, die man allgemein als nützlich anerkannt hat. Der Landmann soll sich allerdings davor hüten, jede Neuerung gleich zu probieren und auf diese Weise sein Geld fortzuwerfen. Das mögen die reichen Grundherren thun, die es vertragen können, aber dem anerkannt Guten darf sich Niemand verschließen, sonst wird er überflügelt und geht zu Grunde. Wir werden deßhalb auch Verbesserungen vornehmen müssen —"

„Aber," unterbrach sie Wolfgang, „ich kenne absolut nichts von den neuen Einrichtungen."

„Das soll uns nicht hindern, sie dennoch einzuführen; glücklicher Weise bestehen sie auf dem Hofe meines Vaters schon lange, und ich bin mit denselben vertraut; auch wird es mir nicht schwer halten, von dort einige Knechte und Mägde zu bekommen, die mit der jetzigen Acker-, Vieh- und Waldwirthschaft durchaus vertraut sind. Mein Vater wird mir in dieser Sache bereitwillig entgegenkommen, denn es liegt ihm natürlich daran, daß wir vorankommen und daß es uns gut geht. Im Anfange werde ich nicht allein in den Ställen und im Hause Alles ordnen, sondern auch im Felde, aber bei den Knechten muß es natürlich den Anschein haben, als gehe es durch Dich, sonst verlierst Du die Autorität.

„Viel zu sagen wirst Du nicht brauchen, weil die

Knechte schon tüchtig eingeschult sind; Du wirst im Anfange von ihnen lernen und bald Bescheid wissen."

Dem Wolfgang gruselte bei dieser Auseinanderlegung ein wenig, aber er fügte sich, und da er den besten Willen von der Welt hatte, so ging Alles viel besser, als er sich gedacht hatte.

Hedwig machte eine Pause in ihren Gedanken und sprach zu sich selbst: „So war es damals. Mein Mann ist in kurzer Zeit ein vollkommener Landwirth geworden, die Schulden sind abgetragen, und wir haben unsern Besitz verdreifacht. Hätten wir Kinder, so fehlte nichts an unserm Glücke!"

Im Fortgange ihrer Gedanken kamen auch die Dienstboten an die Reihe. Es waren meistens noch dieselben, die sie vom Hofe ihres Vaters bekommen hatte, denn sie hielt sie gut und wechselte nur, wenn es gar nicht anders mehr anging. Auch jetzt war sie in dem Falle, einen derselben entlassen zu müssen, nämlich den rothen Ewald. Schon seit mehreren Jahren besaß er ihre Gunst nicht mehr, denn er hatte seine früher so sorgfältig verdeckten Fehler nicht mehr in der Huth. Er hielt sich nämlich für unentbehrlich und pochte darauf, daß der Hofbauer sich zehnmal bedenken würde, ehe er ihm den Abschied gäbe.

Seine Trunksucht war schon längst an den Tag gekommen, und sein Mangel an Frömmigkeit stellte sich immer klarer heraus.

„Es geht nicht länger," sprach sie; „ich fürchte, er hat schon lange schlimm auf die Knechte und Mägde

eingewirkt, denn ich bemerke hin und wieder Unregelmäßigkeiten, die von seinem Einflusse herrühren."

Das äußere Hofthor ging auf, die Dienstboten kamen aus der Kirche nach Hause.

Hedwig erhob sich, nahm in der Küche das Kaffeegeschirr und trug es in die Gartenlaube. „Sagen Sie meinem Manne, daß er in die Laube kommt, wir wollen dort trinken," sagte sie zu einer Magd. „Bringen Sie aber den Kaffee erst, wenn er kommt, und halten Sie ihn hübsch warm."

Die Laube war im Frühlinge, Sommer und den warmen Herbsttagen das Lieblingsplätzchen für den Sonntagnachmittag, an welchem sie sich Beide wohl befanden.

Sie schaute mit dem Stolze der Hausfrau über die Gartenbeete hin, denn die Gemüse standen in so schöner Ordnung, daß man nach jeder Richtung hin die schnurgeraden Reihen sah. Die Pflanzen waren sämmtlich kräftig und schön und nirgends ließ sich die mindeste Spur von Unkraut sehen.

Ein Theil des Gartens und zwar derjenige, welcher zunächst vor der Laube lag, war den Blumen gewidmet. Hedwig war eine besondere Freundin dieser schönsten Kinder der Flora und gab sich Mühe, stets einen reichen Flor der lieblichsten Blumen zu haben. Rosen, Reseda und Nelken verbreiteten einen angenehmen Duft und stimmten die Gedanken fromm und mild. Für den Augenblick vergaß sie auch den Verdruß, welchen ihr der Ewald bereitete.

Wolfgang blieb länger, wie gewöhnlich, und als

er kam, lagerte eine Wolke des Unmuthes auf seinem Gesichte.

„Ich habe einen Spaziergang durch die Felder gemacht,“ sagte er; „die Frucht steht in diesem Jahre schöner als je und wir werden eine der reichsten Ernten machen, welche der Narzissushof noch erlebt hat.“

„Aber, lieber Mann, Du siehst gerade aus, als ob wir einer Mißernte entgegengingen.“

„Ich habe wieder einmal an dem Ewald meinen Verdruß gehabt. Statt in die Vesper zu gehen, hat er sich auf die Kegelbahn begeben. Beim Nachhausegehen hörte ich, wie er in seiner gewohnten Weise schwadronirte. Ich trat an den Zaun und sah, wie er ein Glas Bier in einem Zuge hinunterstürzte, prahlend ein Zweithalerstück auf den Tisch warf und sich brüstete, das soll heute Alles vertrunken werden.“

„Mit dem Ewald nimmt es kein gutes Ende,“ sprach Hedwig. „Der Trunk hat ihn längst um seine guten Eigenschaften gebracht, und ich bin der Ansicht, daß wir ihn nicht länger halten können.“

„Das ist auch meine Meinung, Hedwig, aber sein Jahr läuft erst mit Mariä Lichtmeß ab; es widerstrebt mir, einen Dienstboten mitten im Jahre zu entlassen, und es wird auch schwer halten, in so ungewöhnlicher Zeit einen neuen zu erhalten.“

„Wenn wir uns bis dahin mit ihm durchschleppen können, dann ist mir's recht; wenn er aber nicht bald seinen Lebenswandel ändert, dann sind wir es uns schuldig, ihn wegzuschicken. Das Aeußerste, was wir

thun können, ist, daß wir ihm den Lohn für das ganze Jahr bezahlen."

„Ich wünschte, wir fänden einen, der so fix im Rechnen und Schreiben ist, wie es Raphael war," sagte Wolfgang. „Die Schreiberei wird immer größer und sie macht mir mehr Kopfzerbrechen, als die ganze Landwirthschaft."

Hedwig nickte. „Wo mag der Raphael nur geblieben sein?" fragte sie. „Seit er vom Hofe verschwand, hat man kein Sterbenswörtchen mehr von ihm gehört, und der Steckbrief hat ihn auch nicht zurückgebracht."

„Ich fürchte, wir haben mit dem armen Jungen damals einen dummen Streich gemacht."

„Glaubst Du? Ich habe auch schon oft den Gedanken gehabt und manchen Rosenkranz für ihn gebetet."

„Die Uhr ist allerdings auf Nimmerwiedersehen verschwunden, aber es ist noch eine große Frage, ob sie der Junge genommen hat."

„Ja, es lag eine solche Untreue gar nicht in seiner Art; weil er fest darauf bestand, sie gehöre ihm, nahmen wir ihn in Verdacht; auch ließ sich das Abhandenkommen anders schwer erklären."

Sie schwieg eine Weile, dann fuhr sie fort: „Mich hat sehr oft der Gedanke geängstigt, er habe sich ein Leid angethan, und deßhalb habe ich ihn von der ersten Stunde an in mein Gebet eingeschlossen."

„Das wäre schrecklich, Hedwig. Wir hätten dann den armen Jungen auf dem Gewissen."

Die Wendung des Gespräches hatte sie Beide ver-

stimmt und es trat ein langes Schweigen ein. Endlich erhob sich Wolfgang und sprach: „Ich muß an die Schreiberei!“

Hedwig schlürfte den letzten Rest aus ihrer Tasse und begleitete ihn in das Stübchen. Wolfgang aber öffnete das Spind und holte die Anschreibebücher heraus. Die Hofbäuerin hatte seit Raphael's Flucht stets geholfen, die Rechnungen und Briefe in Ordnung zu machen; auch jetzt nahm sie das Anschreibebuch in die Hand, suchte die Posten heraus und diktirte sie ihrem Manne. Wie schwer es ihm auch wurde, so schrieb er doch unverdrossen weiter, bis die Zeit des Abendessens gekommen war.

Hedwig erhob sich und ging in das Gesindezimmer. Die Dienstboten standen schon um den Tisch, aber der Meisterknecht fehlte noch.

„Wo ist Ewald?“ fragte sie.

Die Dienstboten zuckten die Achseln. Er fehlte ja schon lange Zeit jeden Sonntag beim Abendessen. Sie selbst betete vor und ging dann wieder in das Stübchen zurück.

„Er ist auch heute nicht da,“ sprach sie zu ihrem Manne.

Gleich darauf wurde an die Thüre gepocht, und der Meisterknecht ihres Vaters trat ein. Mit großer Umständlichkeit kramte er einen Brief aus der Tasche und überreichte denselben dem Hofbauern, welcher an der Handschrift erkannte, daß er von seinem alten Schwiegervater kam.

„Iß mit den Leuten zu Abend,“ sagte Hedwig,

indem sie die Thüre öffnete und der Obermagd zurief, für ein Gedeck zu sorgen.

Sie schloß die Thüre wieder und begab sich auf ihren Platz zurück. Wolfgang erbrach den Brief und las: „Meine lieben Kinder, ich habe die Entdeckung gemacht, daß ihr den Wolf im Schafstalle habt. Euer Meisterknecht ist nicht allein ein Säufer, sondern auch ein Dieb, der euch von Anfang an bestohlen und betrogen hat.

Er hat es auch bei mir getrieben, aber ich habe es leider erst gestern erfahren."

Erstaunt hielt Wolfgang inne und sprach: „Mein Gott, nun erklärt es sich, wie der Mensch an das viele Geld kommt, von dem er immer angegeben, daß es die Zinsen von seinem kleinen Vermögen seien."

„Lies weiter," drängte Hedwig.

Die Fortsetzung des Briefes lautete: „In meiner Nähe wohnt ein Fruchthändler, von welchem immer das dunkle Gerede ging, er mache unlautere Geschäfte, aber man wußte doch nichts Rechtes davon. Die Sache ist aber jetzt an den Tag gekommen und zwar durch die Frau des unredlichen Mannes. Das arme Weib hatte immer viel von ihm zu leiden; aber sie trug die Mißhandlungen stillschweigend, bis es endlich zu arg wurde. Gestern begnügte er sich nicht mit Schlägen und Fußtritten, sondern lief ihr mit einem großen Messer nach und drohte, sie zu erstechen. In ihrer Todesangst rettete sie sich auf meinem Hof und bat um Schutz, den ich ihr auch gerne gewährte.

„Ich kann nicht länger mit ihm zusammenbleiben,"

sagte sie unter Thränen, „denn er ist nicht allein ein brutaler Mensch, sondern kauft auch von den Knechten auf den Höfen gestohlene Körnerfrucht. Anfangs, als ich die Unredlichkeit merkte, habe ich ihn gewarnt, aber gerade deßwegen wurde ich unmenschlich behandelt und mit dem Tode bedroht. Er wird seine Drohung ganz gewiß ausführen, wenn ich wieder zu ihm zurückkehre."

„Hat er auch von meinen Knechten Korn gekauft?" fragte ich.

„Früher wohl, aber jetzt schon seit einer Reihe von Jahren nicht mehr, denn der rothe Ewald zog zu Ihrem Schwiegersohne auf den Narzissushof."

„Und von dem hat er Korn gekauft?"

„Korn, Waizen, Hafer, Gerste und Buchweizen, wie es eben kam."

„Wißt Ihr das ganz gewiß?"

„Ich kann einen Eid darauf schwören."

„Wie ging das denn zu?"

„Der rothe Ewald kam jede Woche wenigstens einmal mit einem Sack. Nachts klopfte er dreimal an den Fensterladen; dann stand mein Mann auf, nahm ihm den Sack ab und zahlte die Hälfte oder den dritten Theil des Werthes. Hundertmal habe ich vor meinem Manne auf den Knieen gelegen und ihn flehentlich gebeten, den betrügerischen Handel aufzugeben, aber er bedrohte mich mit dem Tode und trat mich unbarmherzig mit den Füßen. Natürlich hatte ich nicht den Muth, ihn anzuzeigen, auch schämte ich mich, die Frau eines Diebes genannt zu werden, aber jetzt ist das Tuch

zwischen uns zerschnitten und es hört jede Rücksicht auf. Lieber will ich mit in das Gefängniß kommen, als noch eine Stunde mit ihm zusammen wohnen."

„Seht, liebe Kinder, das sind die Aussagen der Frau. Ob es wahr ist, kann ich natürlich nicht sagen, aber jedenfalls seid ihr gewarnt und mögt nur euere Augen aufthun. In den nächsten Tagen will ich euch besuchen, dann wollen wir ihn gemeinsam in's Gebet nehmen."

„Da haben wir's," sprach Wolfgang, indem er den Brief auf den Tisch legte. „Wer weiß, wie viel uns der Mensch aus dem Hause geschleppt hat! Er soll aber gleich zur Stelle Rede und Antwort geben."

Hedwig wollte die Sache noch in Ueberlegung ziehen und die Ankunft ihres Vaters abwarten, aber ihr Mann war zu aufgebracht. Er ging in die Gesindestube und sprach zu einem der Knechte: „Wenn Du gegessen hast, dann gehst Du in's Dorf und holst den Ewald von der Kegelbahn. Ausreden läßt Du Dir keine vormachen; er muß auf alle Fälle mitkommen, denn ich habe nothwendig mit ihm zu reden."

Zornig kam er wieder in das Stübchen zurück, aber Hedwig dämpfte seinen Unmuth, indem sie sprach: „Machen wir kein Aufsehen, damit die Leute nicht die Köpfe zusammenstecken, sonst ist er eher unterrichtet, als es uns lieb ist."

Wolfgang fügte sich; Hedwig aber holte das Abendessen herein und servirte für ihren Mann und sich selber. Als sie am Essen waren, erschien der Knecht, welcher

den Brief gebracht hatte, in der Thüre und fragte, ob er eine Antwort mitzunehmen habe.

„Sage meinem Schwiegervater einen Gruß von mir und meiner Frau, wir dankten für den Brief und erwarten mit Freuden seinen Besuch. Auch kannst Du ihm berichten, wir seien Beide noch gesund, auf dem Hofe aber stehe noch Alles beim Alten."

Der Knecht dankte für die freundliche Aufnahme und entfernte sich.

Als der Bote auf der Kegelbahn ankam, war Ewald schon gehörig berauscht. „Da sauf," rief er dem Knechte zu; „ich habe Geld, ich kann bezahlen."

Da der Knecht das Glas zurückwies, so wurde er so wüthend, daß er das Bierglas gegen die Wand warf. „Du Speichellecker," rief er zornig, „wenn Du nicht mit Deinem Meisterknechte trinken magst, dann geh' zum Teufel!"

„Sei verständig, Ewald," sprach der Knecht, „der Baas schickt mich, Du sollst gleich nach Hause kommen, denn er hat nothwendig mit Dir zu reden."

„Er kann es mir morgen sagen."

„Nein, er will es heute thun."

„Aber ich mache mir nichts aus ihm. Wenn ich nicht will, dann muß er auch zufrieden sein, denn er kann ohne mich nicht fertig werden."

„Da möchtest Du Dich doch schneiden. Lehne Dich nicht gegen Deinen Herrn auf, denn Du weißt, daß er strengen Gehorsam verlangt, wenn er einmal einen Befehl ausgesprochen hat."

Ewald hatte noch Lust, sich zu widersetzen, aber der Knecht war ein robuster Mann und dem Trunkenen an Körperkraft weit überlegen. Er riß ihn empor, faßte ihn fest am Arm und schleppte ihn hinweg.

Als sie auf der Straße waren, hielt er ihm eine salzige Strafpredigt und sprach: „Pfui, Ewald, man muß sich ja für Dich schämen, daß Du Dich betrinkst und Dich gegen Deinen Herrn so widerspenstig zeigst. Wenn er es erfährt, dann jagt er Dich Knall und Fall aus dem Dienste, und wer mit Schimpf und Schande vom Narzissushofe fortgejagt wird, der kann noch lange laufen, bis er wieder einen Dienst hat."

Die Betrunkenheit war doch noch nicht so groß, daß Ewald dieses nicht eingesehen hätte. Nach und nach gab er klein bei, und sein Gang wurde viel strammer.

„Vom Wegjagen kann keine Rede sein," sagte er, „denn ich bin ihm unentbehrlich, und wenn ich mir des Sonntags einen Rausch trinke, so geht es ihn nicht weiter an."

„Du thust es nicht nur des Sonntags, sondern auch in der Woche. Uebrigens hältst Du viel zu viel von Dir selbst. Jedermann kann ersetzt werden, und unter den Knechten auf dem Narzissushofe giebt es mehr, als einen, der Deine Stelle ausfüllen kann. Ich will Dir nicht verschweigen, was die Knechte und Mägde in dieser Hinsicht über Dich denken. Sie sagen, Du seiest früher allerdings tüchtig gewesen, aber der Branntwein habe Dich so heruntergebracht, daß sie Dich nur mit Widerstreben als Meisterknecht anerkennen. Sie gehen noch

einen Schritt weiter und sagen, sie begriffen den Baas nicht, daß er so viel Nachsicht mit Dir hat. Zur Warnung will ich Dir sagen, daß mehrere den Dienst kündigen wollen, wenn Du das Trinken nicht einstellst. Sie mögen nicht länger unter einem so ausgemachten Saufbruder dienen."

Ewald knirschte bei dieser ungeschminkten Epistel mit den Zähnen und wollte sich losreißen, aber die starken Fäuste des Knechtes hielten ihn fest. Das Widerstreben half nichts; er mußte mit.

Der Knecht führte ihn bis an das Stübchen, klopfte an und rief: „Der Ewald ist da!" Dann ließ er ihn los und flüsterte ihm zu: „Ich gebe Dir den guten Rath, sei demüthig und bescheiden."

Wolfgang öffnete und gebot dem Meisterknechte mit ernster Stimme, einzutreten.

Der Trotz ließ bedeutend nach, als Ewald in seines Herrn Antlitz schaute, und selbst ein Theil seiner Betrunkenheit schwand hinweg. Seine Augen richteten sich bald auf Wolfgang, bald auf Hedwig; er sah ihnen Beiden an, daß etwas im Werke war, aber er konnte noch nicht enträthseln, was.

„Du hast heute wieder den Sonntag schön geheiligt," sagte der Hofbauer. „Statt in die Vesper zu gehen und nach derselben nach Hause zu kommen, betrinkst Du Dich! Pfui über einen so lüderlichen und gottvergessenen Menschen! Ich bin nicht gewillt, Dein Betragen länger stillschweigend hinzunehmen, und ich werde meine Maßregeln treffen. Zunächst aber wünsche ich zu

wissen, woher Du das Geld zu Deinen Schwelgereien nimmst. Dein Lohn reicht dazu bei Weitem nicht aus und was Du mir von Deinem Vermögen vorgeflunkert hast, das ist eitel Lug und Trug. Auf Erden besitzest Du außer Deinem Lohne nicht so viel, wie in ein Auge geht."

Ewald wollte etwas daher stottern, aber Wolfgang unterbrach ihn: „Du mußt mir hier ohne Umschweife eine Antwort auf meine Frage geben. Woher hast Du das Geld?"

„Ei," antwortete er frech, „wenn Sie auch mein Herr sind, so brauche ich doch nicht jede Frage zu beantworten, die mit meinem Dienste nichts gemein hat."

„Du willst nicht antworten? Gut, so will ich es für Dich thun. Du bestiehlst Deinen Herrn!"

Eine jähe Röthe ging bei diesen Worten über sein Gesicht, aber er faßte sich bald wieder und gab keck zur Antwort: „Das ist eine Lüge! Wer kann so etwas behaupten?"

„Es behauptet Jemand, der oft dabei gewesen ist, wenn Du des Nachts Säcke mit Korn, Waizen und andern Früchten zu dem saubern X geschleppt hast, der die Hälfte oder ein Drittel des Werthes zahlte. Jahrelang hast Du so mein Eigenthum durch die Gurgel gejagt; aber das hat nun ein Ende, und ich werde Rechenschaft fordern."

„Abscheuliche Lüge und Verleumdung," schrie Ewald, „ich werde die Gerichte zu Hülfe rufen, und ich hoffe, daß sie auch einem armen Knecht Schutz gewähren."

„Gewiß, den Gerichten wollen wir die Sache übergeben; damit bin ich ganz zufrieden!"

„Morgen schon soll es geschehen," schrie Ewald; „ich will Euch für Euere Verleumdungen in den Kerker helfen."

Brüllend ging er von dannen und stieg in seine Kammer.

„Sollten wir ihm dennoch Unrecht gethan haben?" fragte Hedwig ängstlich.

„Nein, nein," antwortete Wolfgang; „ich habe es deutlich auf seiner Stirne gelesen, daß er ein ausgemachter Dieb ist. Da er einmal von der Sache weiß, so kann ich die Ankunft Deines Vaters nicht mehr abwarten. Es muß rasch gehandelt werden; schon morgen lasse ich ihn festnehmen."

Ewald schlug die Thüre des Pferdestalles zu, daß sie fast aus den Angeln flog; aber kaum befand er sich allein, so begann er zu zittern. „Wer kann das ausgebracht haben?" sprach er. „X selbst gewiß nicht, denn er kommt am tiefsten in die Brühe, denn er hat nicht allein von mir, sondern auch von andern Knechten gekauft; sein ganzes Geschäft beruht nur auf Diebstahl. Wer aber kann es verrathen haben?"

Es ist seltsam, daß alle Sünder diese Frage stellen! Aber es liegt dahinter der Gedanke der Rache; statt ihre Vergehen zu bereuen, denken sie daran, denjenigen, der sie verrathen, zu bestrafen.

Langsam stieg er die Leiter zu seiner Schlafkammer empor; aber er hatte die Absicht wieder umzukehren und zu entfliehen, ehe das Thor geschlossen wurde. Das wurde ihm aber bald unmöglich gemacht, denn der Hof-

bauer schloß dasselbe und steckte den Schlüssel in die Tasche; dann ging er zum Pferdestalle, schob außen den Riegel vor und sprach in seinem Unmuthe: „Der Vogel soll uns nicht entwischen!"

Der Meisterknecht, welcher mit scharfem Ohre auf Alles, was unten vorging, lauschte, lächelte höhnisch und flüsterte: „Ihr habt mich noch nicht, aber wo soll ich nun hin? Den X haben sie gewiß auch auf der Schnur; bei dem kann ich also weder Obdach, noch Nahrung finden. Es hat aber nichts zu sagen. So lange die Kornböden auf dem Narzissushofe noch voll sind, finde ich schon ein Loch, wo ich durchschlüpfen kann."

Als er den Hofbauern nicht mehr umhergehen hörte, stieg er leise in den Stall hinab und holte ein langes Seil und begab sich wieder die Leiter hinauf.

Oben knüpfte er dasselbe an einen starken eisernen Haken und ließ es leise durch das Fenster hinab.

„Der dumme Bauer," flüsterte er, „er hat nicht bedacht, daß man von diesem Fenster an die Außenseite des Hofes gelangen kann."

Im Begriffe, sich hinauszuschwingen, kam ihm ein teuflischer Gedanke. „Ich gebe meine Kornkammer allerdings auf," flüsterte er; „aber ich nehme auch Rache. Ha, wie will ich in meine Fäuste lachen, wenn morgen der schöne Narzissushof nur noch ein Aschenhaufen ist. Ha, ha! Und all' das schöne Vieh, die Pferde, Ochsen, Kühe, Schweine, Hühner, Gänse und Enten. Sie

werden Alle im Schlafe geschmort. Heidi, welch' ein Vergnügen!"

Er langte eine Dose mit Schwefelhözern aus der Tasche, strich einige an und warf sie in's Bettstroh; dann aber zögerte er nicht länger, sondern machte sich durch das Fenster davon.

Das Stroh flammte rasch auf, aber als es bis unter den Pfühl kam, fehlte es ihm an Luft, und es kohlte lange weiter, ehe es in lichten Flammen emporloderte.

In diesem Augenblicke kam Wolfgang in den Pferdestall, denn das Fenster in der Bodenkammer war ihm eingefallen, und nun wollte er nachsehen, ob Ewald noch da sei.

Jetzt sah er die lichte Flamme. Erschrocken sprang er zurück und rief in den Hof hinein: „Wasser, Wasser, es brennt in der Bodenkammer!"

Bestürzt eilten Knechte und Mägde herbei, ergriffen jedes beliebige Gefäß, füllten es mit Wasser und reichten es die Leiter hinauf. Das Feuer hatte sich schon den Balken und dem Fußboden mitgetheilt, aber die schnelle Hülfe löschte es bald und bewahrte den Narzissushof vor dem Untergange.

„Der Bösewicht ist entflohen," sagte Wolfgang, indem er auf den Strick deutete, aber vielleicht kehrt er wieder. Wir dürfen heute nicht zu Bette gehen, sondern müssen die ganze Nacht auf der Lauer stehen und den Hof umwandern."

Gern fügten sich die Dienstboten dieser Anordnung,

aber sie waren über den Verbrecher so erzürnt, daß sie ihn erwürgt hätten, wenn er ihnen in die Hände gefallen wäre.

Nach diesem furchtbaren Zwischenfalle verlassen wir den Hof wieder, um uns von Neuem nach Raphael umzusehen.

VI.

Florenz, die Stadt der Blumen, war jetzt der Aufenthalt Raphael's. Zwischen seiner Abreise aus dem Kloster und heute liegen mehr als sechs Jahre; aus dem Jünglinge ist ein schöner und stattlicher Mann mit geistreichen Zügen und genialem Kopfe geworden. Jeder, welcher ihm begegnet, bleibt entzückt stehen und schaut ihm nach. Manche flüstern sich auch einander zu: „Das ist der berühmte Raphael Rosenkranz, der in allen schönen Künsten so Erhebliches leistet!"

Heute ist Sonntag, und am Tage des Herrn läßt er nach alter Gewohnheit Pinsel, Meißel und Stichel ruhen. Er ist eben aus der Kathedrale gekommen, und nun wandert er in dem Garten Boboli umher, wo es so Vieles zu sehen und zu bewundern giebt. Seine Blicke ruhten bald auf den zahlreichen Statuen und Marmorgruppen, welche überall aus Gesträuch und Gebüschen hervorleuchten, bald auf den hochemporsprudelnden Fontainen, oder den über alle Beschreibung üppigen Blumen.

Mit wonnigen Gefühlen stieg er von Terasse zu Terasse empor; jetzt aber blieb er stehen und ließ sein Auge über den Arno schweifen. Dieser Fluß, welcher in der Mitte von zehntausend Häusern vorüberrauscht, gemahnte ihn plötzlich an Cöln.

Wie mit einem Zauberschlage stand der Dom, standen seine Eltern ihm vor dem Geiste; er schaute in die volkbelebten Gassen, wanderte von Kirche zu Kirche, hörte die Glocken, sah die spielenden Kinder, hörte die Witzreden seiner Landsleute und lebte und webte so vollständig in seiner Kindheit, daß er plötzlich Heimweh empfand.

Dieses Gefühl war schon oft über ihn gekommen, aber er hatte es stets mit leichter Mühe niedergekämpft, denn er wußte ja, daß ihm die Heimath verschlossen war, weil er dort als Dieb unter steckbrieflicher Verfolgung stand; heute aber fiel es ihm außerordentlich schwer, sich der Gedanken an den Rhein zu entschlagen.

Die Blumen von Boboli überragten zwar an Duft und Schönheit alle Blumen Deutschlands, und ein Vergleich war gar nicht zulässig; dennoch fiel ihm immer der Garten auf dem Narzissushofe ein, wo er den Wolfgang und die Hedwig beim Kaffee sitzen sah.

„O, o," flüsterten seine Lippen, „wenn ich sie nur überzeugen könnte, daß ich an jenem Diebstahle unschuldig bin, wenn nur dieser böse Steckbrief zurückgenommen würde, der meinen Namen in ganz Deutschland gebrandmarkt hat!"

Traurig verließ er den Garten Boboli und wanderte

eine Zeitlang ziellos in den Straßen umher. Ueberall stieß er auf Bildsäulen und Zeichen einer großen künstlerischen Vergangenheit, aber heute fehlte ihm die Lust, diese Gegenstände zu beschauen. Grübelnd war er, ohne seinem Wege Aufmerksamkeit zu schenken, bis zur Taufkapelle gekommen, die wegen ihrer Thore von Erz weit und breit berühmt ist. Er blieb bei dem südlichen, von Andreas von Pisa im Jahre 1330 verfertigten, stehen und beschaute die Erzfiguren, welche in zwanzig Abtheilungen die Geschichte des heiligen Johannes, sowie verschiedene Tugenden darstellt; dann begab er sich zu dem mittlern, von welchem Michel Angelo gesagt hat, es verdiene wegen seiner Schönheit das Thor des Paradieses genannt zu werden.

Beim Anblicke dieser herrlichen Tempelthore wurde seine Begeisterung so groß, daß er das Heimweh vergaß und mit stets steigendem Entzücken sich nur mit den unübertrefflichen Kunstleistungen des großen Pisaners beschäftigte.

„Der Mann hat sich unsterblich gemacht,“ sprach er zu sich selbst, „und wer solche Thore für den noch nicht fertigen Dom zu Cöln verfertigte, würde für ewige Zeiten ebenfalls unsterblich sein!“

Wie ein Blitz zuckte es ihm durch die Seele: „Wenn du berufen wärest, diese Thore zu machen! — Doch nein, nein, sie halten mich ja für einen Dieb, und ein solcher kann seinem Vaterlande keine Kunstwerke liefern!“

Wiederum kehrte der Geist der Schwermuth bei

ihm ein und er sagte sich, daß er niemals Ruhe finden werde, bis er gereinigt in seine Heimath zurückkehren könne.

Mit trüben Gedanken wandte er sich dem Palaste Pitti zu und durchwanderte die endlosen Galerien mit ihren unzähligen Kunstwerken. In dem Saale der deutschen Schule waren eine Menge Besucher, welche sich laut über die deutsche Kunst und ihre Tüchtigkeit unterhielten.

Raphael hatte sich auf einem Schemel niedergelassen und war so sehr in seine trüben Gedanken versunken, daß er die Unterhaltung der Anwesenden gar nicht hörte. Wie ein Traum ging die Vergangenheit vor ihm her und er sah all' die Gestalten, die ihm in seinem Jugendleben begegnet waren.

Plötzlich drang ein Ton an seine Ohren, der ihn erbeben machte. Er sprang auf und lauschte. Wahrlich, er hatte sich nicht geirrt, es war das liebliche Stabat mater, welches er so oft auf der Uhr seines Vaters gehört hatte.

Die Töne waren jetzt verklungen, aber vergebens suchte er nach dem Manne, aus dessen Tasche sie herausgeklungen waren. Seine Augen hafteten bald auf diesem, bald auf jenem und wanderten von Einem zum Andern.

Mit zitternder Stimme wandte er sich an einen jungen Italiener und fragte: „Hörten Sie nicht so eben eine sanfte Musik?"

„Ja, ich hörte sie ganz genau."

„Können Sie mir nicht sagen, von wem sie herrührte?"

„Nein, mein Herr, ich glaubte erst, sie kämen aus den Wänden; aber ein Herr, welcher neben mir stand, sagte, es sei eine Spieluhr."

„Kennen Sie nicht den Besitzer dieser Spieluhr?"

„Nein, er muß unter den Herren gewesen sein, welche sich so eben entfernt haben."

Der Saal hatte sich unterdessen geleert, und es kamen neue Besucher. In fieberhafter Ungeduld folgte er dem Menschenstrome aus einem Raume in den andern, überall lauschend und die Anwesenden musternd, aber den Mann mit der Spieluhr fand er nicht. Die Stunde kam, wo der Palast für die Besucher geschlossen wurde. Die Diener mahnten die Menge, sich zu entfernen; die Säle leerten sich immer mehr; auch Raphael Rosenkranz ging. Ruhelos wanderte er durch die Straßen, überall mengte er sich zwischen die Menschen, aber was er suchte, fand er nicht.

Müde bis zum Umfallen wandte er sich endlich seiner Wohnung zu. Die Thüre aufschließend, betrat er den Saal, welchen er zu seinem Atelier eingerichtet hatte. Da standen von seiner Hand gefertigte Bildsäulen und Marmorgruppen, Gemälde und Zeichnungen. Er würdigte sie keines Blickes, denn nur die Uhr lag ihm im Kopfe und nichts Anderes hatte Interesse für ihn.

In einen Ledersessel hingeworfen, hörte er nicht auf, zu seufzen und zu klagen.

So saß er bis die Dämmerung ihre Schatten in das Atelier warf. Ein Diener erschien und kündigte ihm an, daß das Abendessen bereit stehe. Da erhob er sich

und trat in ein prächtig ausgestattetes Gemach. Der Diener rückte einen Sessel an den Tisch und stand bereit, ihm die Schüsseln zu reichen.

„Du kannst gehen, Jacopo,“ sagte er kurz.

Der Diener, der an die freundlichste und liebreichste Behandlung gewöhnt war, sah ihn erstaunt an und entfernte sich mit einem trüben Gesichte.

Raphael rührte keinen Bissen an; als der Diener kam, um abzutragen, standen die Schüsseln noch so da, wie er sie aufgetragen hatte. Besorgt sah er seinen Herrn an und fragte: „Sind Sie krank, lieber Herr?“

„Jacopo,“ fragte Raphael, „kennst Du eine Spieluhr?“

Verwundert gab der Diener zur Antwort: „Ja, lieber Herr, ich habe schon oft eine solche gesehen und gehört.“

„Auch eine, welche das Stabat mater spielt?“

„Ich erinnere mich nicht, eine solche gehört zu haben.“

„Es ist aber eine solche in Florenz, und ich muß sie um jeden Preis haben. Hier hast Du eine Hand voll Geld, geh' auf die Straße, in die Wirthshäuser, überall, wo Menschen sind, und wenn Du die Uhr findest, so bringe den Eigenthümer hierher. Er mag fordern, was er will, ich muß die Uhr haben.“

Jacopo schaute seinen Herrn mit noch größerer Verwunderung an, als vorher, denn er glaubte, er habe plötzlich den Verstand verloren. Da aber Raphael mit

Ungestüm in ihn drang, so trug er die Schüsseln hinweg und begab sich in die Stadt.

„Wenn er um jeden Preis eine solche Uhr haben will," sprach er zu sich selbst, „warum begiebt er sich nicht zu einem Uhrmacher; er braucht ihm ja nur anzugeben, welche Musik er hinein haben will, so macht er sie ihm."

Kopfschüttelnd begab er sich unter die Menge, welche an dem schönen Abende auf den Straßen umherfluthete; überall streckte er lauschend seinen Kopf vor. Tausende von Menschen spazierten am Ufer des Arno hinauf und hinab; sie wandelten in Gruppen auf den Plätzen umher, strömten zum Abendgottesdienste in die Kirchen, saßen vor den Zechstuben beim goldenen Weine unter den Bäumen, gingen lachend und scherzend in den Anlagen umher.

Jacopo schlich ihnen überall nach und legte seine ganze Aufmerksamkeit in sein Ohr, aber was er suchte, fand er nicht. Um Mitternacht fing die Menge an sich zu verlieren, es wurde allmählich einsamer auf den Straßen und Plätzen. Ein längeres Verbleiben konnte keinen Erfolg haben, deßhalb ging er nach Hause.

Raphael saß noch immer am Tische; als er aber des Dieners ansichtig wurde, sprang er auf und rief: „Hast Du sie gefunden?"

„Nein," antwortete Jacopo; „aber wenn Ihnen daran liegt, eine solche Uhr zu haben, warum geben Sie nicht einem Uhrmacher den Auftrag zur Anfertigung?"

„Ei, es ist eine bestimmte Uhr, die ich suche, eine Uhr, die meinem Vater gestohlen wurde, ein Familien=

stück, an dem ich mit Leib und Seele hänge. Begreifst Du nun?"

„Ja, nun begreife ich, lieber Herr!"

„Du sollst von jetzt ab Florenz auf- und abwandern, und nicht rasten, bis Du sie gefunden."

„Ich werde meine Schuldigkeit thun, aber der Erfolg ist doch ein sehr ungewisser. Gute Nacht, lieber Herr; lassen Sie sich den Verlust der Uhr nicht allzusehr zu Herzen gehen."

Der Künstler stand vom Tische auf, ging in sein Schlafkabinet und legte sich zur Ruhe, aber konnte nicht schlafen, sondern wälzte sich ruhelos im Bette umher, unaufhörlich lag ihm die Uhr im Kopfe.

Vierzehn Tage lang ließ er Pinsel und Meißel ruhen und streifte in Florenz umher; aber weder er noch Jacopo kamen auf die Spur.

„So kann es nicht weiter gehen," sagte er eines Tages zu sich selbst; „ich muß schaffen und emsig arbeiten, damit ich diese Grillen vergesse. Und doch ist es keine Grille," unterbrach er sich, „wenn mein Name so berühmt wäre, wie der eines Michel Angelo, wenn ich Millionen mein Eigenthum nännte, so dürfte ich doch meine Heimath nicht betreten. Ich weiß, daß mein Ruhm auch an den Rhein gedrungen ist, und gewiß ist man dort stolz auf den berühmten Landsmann, aber wenn sie wüßten, daß dieser Name mit einer gestohlenen Uhr in Verbindung steht, daß ein Steckbrief hinter demselben her erlassen ist! Auf dem Narzissushofe denkt man anders über mich, dort zuckt man über meinen Ruhm

die Achseln und denkt weniger gut von mir, als vom niedrigsten Knechte, der sich treu und ehrlich erwiesen hat."

Mit Gewalt verbannte er die quälenden Gedanken, ergriff Hammer und Meißel und arbeitete weiter an der Heiligengruppe, welche für eine Kirche in Florenz bestimmt war.

Ganz in seine Arbeit vertieft, sah er nicht, daß sich die Thüre öffnete und ein Mönch eintrat. Er blieb auf der Schwelle stehen und sah dem Künstler mit wohlgefälligem Lächeln zu; dann wanderten seine Augen über die Wände, an welchen die Werke seines Pinsels hingen, über den Fußboden, welcher die Statuen und Bildergruppen seines Meißels trug.

Helle Begeisterung strahlte aus seinem Blicke; jetzt aber breitete er die Arme aus und rief in deutscher Sprache: „Gott segne Dich, Raphael!"

Der Künstler schaute verwundert auf, denn sehr selten ereignete es sich, daß er seine Muttersprache hörte.

Jetzt erkannte er den Mönch; es war Bruder Remigius, der Pförtner aus dem Kloster, wo er so viel Liebe gefunden. Frohlockend eilte er auf den Mönch zu, drückte ihn an seine Brust und hieß ihn herzlich willkommen in Florenz.

„Gott sei Dank," sagte er, daß ich wieder einmal einen Menschen aus der Heimath sehe. Wie geht es denn am Rheine, und was macht der gute Prior?"

„Er freut sich innig und aufrichtig, daß sein ehemaliger Schützling so bald die Ruhmesleiter seines Lehrers, des Bruders Franziskus, erklettert hat."

„Der Sterbende," sagte er bei meinem Abschiede, „war ein tiefer Kenner des menschlichen Geistes; er wußte, was die Knospe noch zum vollen Aufblühen bedurfte. Sie hat sich nun so schön entwickelt, daß der Name am ganzen Rheine in den höchsten Ehren steht."

„Ist es wirklich so? Finden die Landsleute, daß ich etwas leiste?"

„Etwas? Nein, das Wort ist nicht passend. Sie sagen, Du seiest eine Zierde für ganz Deutschland. Und sie sprechen die Wahrheit, denn die Statuen und Gemälde, welche Du unserm Kloster zum Geschenke machtest, überbieten die Leistungen all' unserer Meister."

„Der Name Raphael Rosenkranz ist also in Aller Munde. O, ich mache mir aus dem Ruhme nichts, aber mich vernichtet fast die Furcht, daß mit diesem Namen sich auch die Erinnerung an den Uhrendiebstahl verbindet."

„Ueber die Geschichte ist längst Gras gewachsen; die wenigsten Menschen haben überhaupt etwas davon erfahren."

„Ich bin dem Himmel dankbar dafür, aber nichtsdestoweniger nagt es mir beständig am Herzen, und ich werde keine Ruhe finden, bis der wirkliche Thäter entlarvt und meine Unschuld rein gewaschen ist."

„Mein Freund, jeder Mensch hat sein Kreuz zu tragen; wer ganz ohne Leiden und Klagen ist, dem fehlt auch die Fähigkeit, die Freuden zu empfinden."

„Fleckenlosigkeit des Namens ist ein Schatz, der

mit allen Leiden der Erde nicht zu hoch bezahlt wird."

„Doch von etwas Anderm: Was führt Euch nach Florenz?"

„Der Befehl meines Priors. Er hat mich in dieses lachende Land versetzt, damit ich mich in der italienischen Sprache vervollkommne. In der Nähe unseres Klosters hat sich nämlich eine kleine Kolonie von italienischen Arbeitern angesiedelt, welche der Seelsorge bedürfen, und mir soll dieselbe übertragen werden."

Das Gespräch wurde durch den eintretenden Grafen Picoli unterbrochen. Er hatte schon oft Einkäufe bei Raphael gemacht und stand ihm auch freundschaftlich nahe.

„Lieber Raphael," sagte er, „ich bin in tausend Nöthen. Meine Villa, die ich draußen erbaut habe, ist fertig, aber es ist noch kein Stück Möbel, keine Statue, kein Gemälde darin, und doch möchte ich sie an meinem über drei Monate stattfindenden Namenstage mit meinen Freunden einweihen. Auf Alles, was Du hier geschaffen hast, lege ich Beschlag; mache Deine Preise, wie Du willst, es gehört mir."

„Wir wurden immer leicht fertig miteinander, und wir werden auch jetzt nicht streiten. Ist es auch doch für mich eine Ehre, daß der Kunstkenner Picoli meine Sachen seiner würdig findet."

„Du mußt gleich mit und mir beim Einkauf von Möbeln behülflich sein, damit Alles zusammenpaßt und jedes Zimmer in besonderm Style ausmöblirt wird."

„Erlaube, daß ich Dir vorher den Bruder Remigius vorstelle; er ist aus meiner Heimath, und in seinem Kloster habe ich den ersten Schritt zur Kunst gethan. Als entlaufener Bauernknecht fand ich dort Aufnahme und Liebe; als Künstler verließ ich die Zufluchtsstätte, aber dankbar hänge ich noch an den Vätern, die mir so viele Wohlthaten erwiesen."

Graf Picoli unterhielt sich eine Zeitlang mit dem Bruder Remigius; aber plötzlich wurde die Unterhaltung unterbrochen, denn in der Tasche des Grafen begann das „Stabat mater" zu klingeln.

Bleich und in Schweiß gebadet, stürzte Raphael auf den Grafen zu und rief: „Die Uhr, die Uhr! Laß' sehen, ob es die meinige ist!"

Picoli war über das plötzliche Aufwallen seines Freundes nicht wenig erstaunt. „Wie kann es die Deinige sein?" fragte er. „Erst seit einer Stunde habe ich sie gekauft, aber sieh' zu und urtheile selbst."

Er nahm die Uhr aus der Tasche und gab sie ihm in die Hand. Raphael hatte kaum einen Blick darauf geworfen, als er ausrief: „So wahr ich lebe, es ist meine Uhr! Ueberlaß sie mir und nimm dafür das werthvollste Stück von meinen Arbeiten."

„Du wirst Dich irren," sprach Picoli; „es giebt gewiß viele Uhren, welche das „Stabat mater" spielen."

„Möglich, Picoli, aber diese Uhr ist die meinige. Nach einer Stunde will ich Dir den Beweis liefern; mittlerweile aber laß Dir erzählen, warum sie einen

so großen Werth für mich hat und warum sie wieder in meinen Besitz kommen muß. Setze Dich und höre mir zu."

Der Graf war von den Mittheilungen seines Freundes tief gerührt. „Armer Raphael," sprach er, „wie hat Dir das Schicksal so übel mitgespielt! Hier ist die Uhr; ich mache sie Dir zum Geschenke!"

„Ich versprach, Dir den Beweis zu liefern, daß es die meinige ist," sagte Raphael, „und ich glaube, denselben bringen zu müssen, ehe ich das Geschenk annehme. In dem innern Deckel ist das Bild eines Steinmetzen eingravirt, aber der Deckel wird von einem Hacken festgehalten, so daß Niemand denselben öffnen kann. Wenn aber das Stabat mater beginnt, dann wird das Häckchen gelöst, und der Deckel läßt sich öffnen."

Picoli überzeugte sich von der Wahrheit seiner Angabe und war nicht wenig erstaunt, als er den Steinmetzen sah.

Raphael nahm das Geschenk mit inbrünstigem Danke an, aber der Besitz allein genügte ihm noch nicht; er mußte auch erfahren, durch wen die Uhr in die Hände des Grafen gekommen, denn nur, wenn er den ursprünglichen Dieb nachwies, konnte er seine Unschuld darthun.

„Du ladest Dir mit dieser Nachforschung eine Last auf den Hals, die nicht geringe ist," sprach Picoli. „Was bedarf es denn solcher Feststellungen? Wenn der berühmte Künstler Raphael Rosenkranz seine Heimath wieder besucht, wird ihn Niemand für einen Uhrendieb

halten. Sei deßhalb außer Sorgen. Ich will Dich übrigens gerne zu dem Manne begleiten, von dem ich sie gekauft habe."

Bruder Remigius nahm Abschied von den beiden Freunden und kehrte in sein Kloster zurück; Picoli und Raphael aber begaben sich zum Platze der Signoren; dort wohnte ein kleiner Wirth, von welchem Picoli die Uhr gekauft, aber keine weitere Nachforschungen über den Ursprung derselben angestellt hatte.

Sie ließen sich vor dem Hause im Schatten der Lorbeerbäume nieder und forderten Eis.

Bibura, der Wirth, welcher sich aus dem Besuche der beiden Männer eine Ehre machte, bediente sie in eigener Person. „Bibura," redete der Graf Picoli ihn an, „wie seid Ihr in den Besitz der Spieluhr gekommen, die ich Euch vor einigen Stunden abkaufte?"

„Ich erhielt sie von einem deutschen Maler, welcher bei mir wohnte und bei seiner Abreise nach Rom Geld gebrauchte."

„Wie heißt dieser Maler?"

„Müller, mein Herr. So viel ich weiß, wohnt er zu Rom an der Porta Pia und ist mit der Ausmalung einer dort liegenden Kirche beschäftigt."

„Ich sehe schon, daß nichts mit Dir anzufangen ist, bis Du über das Herkommen der Uhr Gewißheit hast," sagte Picoli. „Ich mache Dir deßhalb den Vorschlag, sogleich mit mir nach Rom zu reisen."

Mit Freuden ging Raphael darauf ein; in der That lag ihm nur der eine Gedanke, den Dieb der Uhr zu

finden, am Herzen. Mit dem ersten Eisenbahnzuge fuhren sie ab, und als sie nach Rom kamen, begaben sie sich sogleich zur Porta Pia, wo sie den deutschen Künstler in einem sehr bescheidenen Quartier fanden.

Er fühlte sich durch den Besuch seines berühmten Landsmannes hoch geehrt und konnte nicht Worte genug finden, ihm seine Hochachtung auszudrücken. Raphael aber unterbrach seine Redeergüsse und ging direct auf die Sache ein, indem er sprach: „Lieber Landsmann, Sie verkauften an den Wirth Bibura zu Florenz diese Uhr; es liegt mir nun sehr daran, zu erfahren, wie dieselbe in Ihren Besitz kam.“

„Das ist leicht mitgetheilt, Herr Rosenkranz. Vor meiner Abreise nach Italien hielt ich mich an der Akademie zu Düsseldorf auf. Ein dortiger Kunsthändler, der zuweilen in mein Atelier kam, zeigte mir eines Tages die Uhr. Sie gefiel mir so gut, daß ich sie ihm abkaufte. Wie aber der Kunsthändler daran kam, das kann ich Ihnen nicht mittheilen; ich hatte damals kein Interesse daran, dieses zu erfahren.

Raphael notirte sich den Namen des Kunsthändlers in sein Taschenbuch und hatte nicht übel Lust, sofort nach Deutschland zu reisen, aber Picoli legte sein Veto ein und sprach: „Erst muß meine Villa in Ordnung sein; die Uhrenangelegenheit braucht aber deßhalb nicht zu ruhen; Du schickst dieselbe an den Polizeichef nach Düsseldorf, erläuterst ihm die Sache so viel als nöthig und trägst ihm auf, die Spur der verschiedenen Verkäufer so lange zu verfolgen, bis er auf den Dieb kommt.

Um den Eifer der Polizeimannschaft zu unterstützen, kannst Du für den Entdecker des Diebes eine ansehnliche Belohnung aussetzen. Ich bin gerne bereit, dieselbe zu zahlen."

Der Vorschlag war Raphael genehm. Er setzte sich sogleich hin, packte die Uhr in ein Kistchen und schickte sie mit einem Schreiben nach Düsseldorf.

Ueber den Künstler war wieder frischer Lebensmuth und neuer Schaffensdrang gekommen. Mit dem Freunde nach Florenz zurückkehrend, half er demselben die Villa möbliren und die von ihm gelieferten Kunstwerke placiren, dann schloß er sich in sein Atelier ein und gebot dem Jacopo, alle Besuche abzuweisen; erst am Abende, wenn er nicht mehr schaffen konnte, wollte er seine Freunde empfangen.

Der Diener war froh gestimmt, daß sein Herr sich wieder der Kunst hingab, denn er war außerordentlich stolz auf seine Leistungen und betrachtete deßhalb jede versäumte Minute als einen Verlust für die Kunst.

„Wir arbeiten jetzt wieder," sagte er zu seinen Freunden, „und wir schaffen Gemälde und Statuen, welche die Bewunderung der Welt erregen werden!"

Er liebte es, die Verdienste seines Herrn zur Hälfte sich selber gut zu schreiben, deßhalb sprach er immer im Plural.

Raphael arbeitete mit besonderer Vorliebe an der Statue einer Mutter Gottes. Er hatte das Gelübde gethan, dieselbe an die Dorfkirche beim Narzissushofe zu

schenken, damit durch die Fürbitte der Gottesmutter seine Unschuld an den Tag käme.

Um seinerseits nicht müßig zu sein, schrieb er nach Düsseldorf und drückte den Wunsch aus, daß die Uhr auch an die Polizei zu Aachen geschickt werde, um dort den ersten Verkäufer auszumitteln.

Die Düsseldorfer Polizei war nicht müßig; sie hatte sich gleich mit dem Kunsthändler in Verbindung gesetzt und mit dessen Hülfe nicht weniger als zehn Vorbesitzer ermittelt. Der letzte war ein Althändler, den die Polizei auf dem Kerbholze hatte, weil er sich mit dem Ankaufe von gestohlenen Sachen befaßte.

Als ihm die Uhr gezeigt wurde, schüttelte er den Kopf und wollte sie nicht kennen; aber der Mann, welcher sie von ihm gekauft hatte, war seiner Sache sicher und erklärte sich bereit, einen Eid zu schwören, daß er sie von ihm bekommen. Mehreremale wurde der Althändler vor Gericht geladen, aber er blieb bei seiner ersten Aussage.

Da aller Zuspruch nichts half, so wurde er festgenommen, denn es lag auf der Hand, daß er ein Geschäft gemacht, welches das Tageslicht nicht vertrug.

Die Untersuchung ergab, daß er sich fast ausschließlich mit dem Ankaufe von gestohlenen Gegenständen befaßt hatte, aber über der Uhr schwebte noch immer ein unaufgeklärtes Dunkel. Der Mann wurde wegen vieler unredlichen Handlungen zu Kerkerstrafen verurtheilt, aber von der Uhr behauptete er hartnäckig, daß er nichts von ihr wisse.

Etwas mehr Licht brachte die Untersuchung in Aachen. Der Mann, von welchem der Hofbauer Wolfgang sie gekauft hatte, gestand ohne Umschweife, sie sei ihm vor vielen Jahren von einem Jünglinge mit rothem Barte und rothen Haaren angeboten worden, und da dieser Jüngling angegeben, er habe sie von seinem Vater geerbt und müsse sie jetzt aus Noth verkaufen, so habe er kein Bedenken getragen, sie an sich zu bringen. Von der geheimnißvollen Art, den Deckel zu öffnen, war ihm von dem Verkäufer nichts gesagt worden und er hatte es niemals erfahren.

Ueber den jungen Mann konnte er weiter keine Auskunft geben, doch hatte es ihm an der Sprache geschienen, als sei er nicht aus der Gegend von Aachen zu Hause.

Das Gericht zu Düsseldorf nahm die Untersuchung wieder auf, und es kam ebenfalls um einen Schritt weiter.

Der Untersuchungsrichter ließ dem Althändler nicht undeutlich merken, daß er ihn selbst für den Dieb halte und daß er die Absicht habe, ihn deßhalb in Anklagestand zu versetzen.

Nun hellte sich das Gedächtniß des Beschuldigten plötzlich auf, und mit einemmale erinnerte er sich, daß er die Uhr in der That gekauft habe; es sei ein Mann zu ihm gekommen und habe ihm die Uhr zum Kaufe angeboten; er habe auch nichts Unrechtes darin gefunden, weil er den Mann für einen ehrlichen gehalten, dessen rechtmäßiges Eigenthum die Uhr gewesen sei.

Nach dem Namen dieses redlichen Mannes gefragt, gab er die Versicherung, daß er denselben nicht kenne und nicht nach seinem Namen gefragt habe. Es sei das freilich Vorschrift, aber man könne nicht immer Alles so genau befolgen.

VII.

Wieder war es an einem schönen Sommernachmittage, als Hedwig und Wolfgang in der Gartenlaube auf dem Narzissushofe saßen. Die Bäuerin hatte ein Zeitungsblatt in der Hand, welches nicht mehr neu war; es mußte schon durch viele Hände gegangen sein, denn es war zerfaltet und zerknittert und trug nicht allein die Spuren vieler Hände, sondern auch eine ansehnliche Sammlung von Fett- und Butterflecken.

Aus dieser unangenehmen Nachbarschaft ragte mit außergewöhnlich dicker Fettschrift der Name Raphael Rosenkranz hervor, und darunter stand ein langer Artikel, in welchem über die großartigen Leistungen des Künstlers berichtet wurde.

Sie hatte den Artikel eben laut vorgelesen; beide waren so verwundert, daß sie kein Wort hervorbringen konnten.

Hedwig brach zuerst das Schweigen: „Glaubst Du wirklich, daß es derselbe Raphael ist, der bei uns wohnte?"

„Es kann nicht bezweifelt werden, denn der Bericht sagt, daß er der Sohn eines Cölner Steinmetzen sei und eine Zeitlang als Enk auf einem Gute am Rheine gewohnt habe.“

„Aber wie ist es denn möglich, Wolfgang? Erst ein Enk und dann ein so großer Maler und Bildhauer!“

„Was ist denn so Unglaubliches daran, Hedwig? Haben wir nicht hundert Beispiele, aus denen wir ähnliche Dinge lernen? Columbus, welcher eine neue Welt entdeckte, war der Sohn eines Webers und mußte sein Brod als simpler Matrose verdienen. Der große Napoleon war der Sohn eines Advokaten und anfangs so arm, daß es ihm schwer wurde, seinen Unterhalt zu erwerben. Als Lieutenant mußte er sich sehr knapp legen, als Kaiser verschenkte er Kronen und Länder. Ich könnte Dir eine ganze Reihe solcher Männer und Frauen herzählen und sehe also gar nicht ein, warum nicht auch der Raphael Rosenkranz ein berühmter Mann geworden sein soll.

Schon als er Enk bei uns wurde, hatte er mehr Grütze im Kopfe, als die übrige Dienerschaft zusammengenommen. Du erinnerst Dich noch, wie er mit den Rechnungen und Briefen umzuspringen verstand und im Handumdrehen fertig war, während ich mit den Fingern im Haar wühlte und keinen Anfang und kein Ende zu finden wußte.

Der Junge kam direkt aus der Stadt und hatte vom Ackerbau so viel Kenntniß, wie Du und ich von

dem Baustyle des Cölner Domes, aber Du wirst mir zugeben, daß er schnell lernte und Alles mit festem Willen und rechtem Verständniß angriff."

„Schon recht, Wolfgang, er wäre mit der Zeit ein tüchtiger Meisterknecht geworden, aber Maler und Bildhauer, das geht doch über alle Erwartung hinaus!"

„Nun Hedwig, wenn der liebe Gott seine Talente austheilt, so sieht er nicht nach dem Stande und Herkommen, sondern giebt sie nach seiner Gnade."

„Er hatte immer etwas Apartes an sich, und wenn er Butter kirnte, konnte er oft so schön und verständig sprechen, wie der Pfarrer auf der Kanzel. Aber, lieber Wolfgang, wir müssen uns wirklich vor der ganzen Welt schämen, daß wir den armen Jungen damals in einem so abscheulichen Verdachte hatten."

Wolfgang kratzte sich am Kopfe und entgegnete: „Es war ein dummer Streich, Hedwig, aber wie die Sachen damals lagen, hätte Jeder so gehandelt. Uebrigens hat es der liebe Gott wohl so gefügt, denn ohne das Abhandenkommen der Uhr wäre er auf unserm Hofe geblieben und ein Meisterknecht geworden; jetzt aber ist er ein großer Künstler, dessen Name die Welt erfüllt."

„Das ist nicht unser Verdienst. Uebrigens glaube ich nicht, daß es der liebe Gott so gefügt hat. Er stiftet doch nichts Böses an, damit etwas Gutes daraus entsteht. Du willst auch wohl nur sagen, er habe es zugelassen."

„So meine ich, Hedwig."

Eine Magd unterbrach das Gespräch. Sie meldete,

der Herr Pfarrer und ein Mann in Mönchskleidern seien da.

So ein plötzlicher Besuch richtet im Gemüthe einer Hausfrau immer eine große Verwirrung an. Das war auch bei Hedwig der Fall; obschon sie hoch erfreut war, die geistlichen Herren bewirthen zu dürfen, so stiegen ihr doch allerlei Bedenken auf, ob es auch in würdiger Weise geschehen könne.

„Führe sie in's Stübchen," sagte sie, „aber Gott weiß, wie es da aussieht. Stäuben kannst Du jetzt nicht mehr, aber rücke wenigstens Alles an seinen richtigen Ort und sorge, daß nichts auf den Stühlen umherliegt."

Die Magd verschwand, Hedwig aber zupfte ihre Kleider zurecht und drängte den Wolfgang, die Herren zu empfangen, sie werde sogleich nachkommen.

Rasch eilte sie in ihr Schlafgemach, holte den Schlüssel zum Weinkeller und suchte dort die älteste Flasche Burgunder, welche über und über mit Spinnweben bedeckt war.

„Das ist ein Zeichen des Alters," flüsterte sie; „er liegt schon fünf Jahre und wird hoffentlich den Herren munden."

Sie legte die Flasche, ohne sie abzuputzen, in ein Körbchen, stieg eilends die Treppe hinauf und begab sich in das Stübchen.

Der Herr Pfarrer lehnte die Erfrischung ab und stellte den Mönch als den Prior des uns bekannten Klosters vor. Wir sind gekommen, um euch in die

Pastorat abzuholen," sagte er, „denn wir haben euch etwas Schönes zu zeigen."

Sie schauten ihn verwundert an, denn der Herr Pfarrer hatte sie bisher niemals so vertraulich behandelt, und sie konnten sich gar nicht vorstellen, was er ihnen zu zeigen habe; aber die Neugierde Hedwig's war einmal angeregt, und sie erklärte sich bereit, sogleich mitzugehen.

Bald hatten sie den Weg zurückgelegt; der Pfarrer führte sie in sein Studirzimmer, wo sie schon den Bürgermeister, den Vikar und einige angesehene Bewohner des Dorfes versammelt fanden.

In einer Ecke des Zimmers stand ein großer, mit einem Leintuche verhüllter Gegenstand.

„Meine Freunde," sprach der Pfarrer, „unserer Gemeinde ist ein großes Glück widerfahren; ein großer Künstler hat unsere Kirche mit einer Muttergottes beschenkt, die an Schönheit ihres Gleichen sucht. Ich habe euch eingeladen, dieselbe in Augenschein zu nehmen, ehe sie in der Kirche aufgestellt wird."

Er entfernte jetzt das Leintuch. Mit einem Ausrufe der Verwunderung richteten sich die Blicke aller Anwesenden auf die Marmorstatue. Es war eine majestätische und zugleich so wunderliebliche Erscheinung, daß man sich bei ihrem Anblicke in den Himmel versetzt glaubte. Das Kindlein, welches sie auf ihren Armen trug, strahlte einen solchen himmlischen Glanz aus, daß man die Augen vor demselben niederschlagen mußte, und die göttliche Mutter übertraf an Schönheit, Unschuld und

lieblicher Innigkeit Alles, was man bisher gesehen hatte.

Der Bürgermeister war ganz in Entzücken aufgelöst und versprach, aus seinen eigenen Mitteln einen Altar für die Statue erbauen zu lassen.

Dieses gute Beispiel spornte auch die übrigen Anwesenden zu Geschenken. Der Pfarrer hatte nicht im entferntesten daran gedacht, die Eingeladenen für die Kirche auszubeuten, aber da die Geschenke freiwillig gegeben wurden, so nahm er sie dankbar an.

„Meine Herren," fuhr er fort, „es ist Ihnen gewiß eine auffallende Erscheinung, daß ein so großer und berühmter Künstler in einer so erhabenen Weise unseres einsamen und abgelegenen Dörfchens gedenkt, und Sie werden nach seinem Namen und der Ursache der Wohlthat fragen. Beides soll Ihnen nicht vorenthalten werden. Der Künstler, dessen Ruhm alle Zeitungen Rheinlands so begeistert verkündigt haben, heißt Raphael Rosenkranz."

Ein Ruf der Ueberraschung drang von allen Lippen; der Bürgermeister, Hedwig und Wolfgang aber schauten beschämt zu Boden.

„Dieser von Gott begnadete Künstler," fuhr der Pfarrer fort, „wohnte einst in unserer Gemeinde und diente als Knecht auf dem Narzissushofe. Damals hat wohl keiner von uns daran gedacht, daß in dem einfachen Bauernburschen ein so großer Künstler steckte. Er hat wenig Gutes unter uns erfahren, denn er wurde einer That bezichtigt, die ihn in den Augen aller braven Leute

ehrlos machte. Es ist freilich zu seinem Glücke ausgeschlagen, denn Gott führte ihn auf den Pfad der Kunst, auf welchem er von Anfang an hätte wandeln sollen; aber nach dem Briefe, welchen er mir geschrieben hat, ist ihm die ungerechte Anklage in allem Glanze seiner Künstlerlaufbahn nachgegangen, und hat ihm Tag und Nacht keine Ruhe gelassen. Nichts auf der Welt ist ihm erstrebenswerther, als seine Unschuld nachzuweisen. Aus diesem Grunde hat er auch die Muttergottes für uns gemeißelt; er hofft, daß durch ihre Fürbitte seine Unschuld an den Tag kommt."

Wolfgang, Hedwig und der Bürgermeister standen wie auf glühenden Kohlen; besonders der letztere fühlte sich tief beschämt, denn er hatte nicht wenig zu der Flucht Raphael's beigetragen und seinen Ruf am meisten geschädigt.

„Herr Pfarrer," sagte er, „Jedermann kann einmal einen Fehler machen; ich bereue es, daß ich damals so scharf auftrat, aber ich hielt mich dazu verpflichtet, und ich würde mich außerordentlich freuen, wenn ich zur Entdeckung des wirklichen Thäters etwas beitragen könnte."

„Dazu kann ja vielleicht noch Gelegenheit werden," sprach der Pfarrer, „denn die Untersuchung ist in Düsseldorf und Aachen in vollem Gange."

Am folgenden Tage erhielt der Bürgermeister eine Vorladung, zu Düsseldorf zu erscheinen, um gegen den im Gefängnisse sitzenden Fruchthändler X. ein Zeugniß abzulegen. Die Frau des X. hatte gegen ihren Mann die Ehescheidungsklage eingereicht, und er sollte Zeugniß

ablegen, daß sie oft körperlich von ihm mißhandelt worden sei.

Der Bürgermeister machte sich auf den Weg; im Zeugenzimmer fand er den Vater des Wolfgang und viele Leute aus dem Dorfe, welche ebenfalls die Zerwürfnisse der beiden Gatten und die Brutalität des X. kannten.

Als die Zeugen vor die Schranken gerufen wurden, fehlte einer, nämlich Ewald; seit seiner Flucht vom Narzissushofe hatte man ihn nirgends mehr gesehen, und es lief das Gerücht um, daß er nach Frankreich gegangen sei, um sich für die Fremdenlegion anwerben zu lassen. Das Verhör mußte also ohne ihn beginnen.

Frau X. erklärte, sie könne mit einem Manne, der sie hundertmal am Leben bedroht habe, nicht mehr zusammenleben, auch habe sich derselbe durch seine betrügerischen Geschäfte ehrlos gemacht, welches den Grund zur Scheidung noch erheblich verstärke.

„Diese Betrügereien sind bereits gerichtlich festgestellt und es bedarf dieserhalb keiner Beweise mehr. Wenn Sie aber neue hinzufügen können, so thun Sie es jetzt.“

„In der letzten Zeit sind alle Zeitungen voll von einer Uhr gewesen, die sich jetzt beim hiesigen Gerichte befinden soll,“ sprach Frau X. „Ich bin dadurch aufmerksam geworden, und es ist mir eingefallen, daß ich eines Tages eine Uhr, wie sie in den Zeitungen beschrieben worden ist, auf dem Tische liegen sah. Ich fragte, woher er sie habe. Statt der Antwort schlug er mich mit einem Stocke auf den Kopf. Er steckte sie in

die Tasche und verließ das Haus. Später habe ich sie nicht mehr gesehen."

„Würden Sie die Uhr wieder erkennen?" fragte der Richter.

„Ja," sagte sie mit Bestimmtheit.

Die Anwesenden horchten hoch auf, denn die Uhr war ja das Tagesgespräch, und jeder war neugierig, sie zu sehen.

Der Richter schickte einen Diener in die Kammer, wo die gestohlenen Sachen aufbewahrt wurden, und ließ die Uhr holen.

Alle drängten sich um den Zeugentisch, sie zu sehen; Frau X. aber erklärte auf den ersten Blick, das sei die Uhr.

„Können Sie ein besonderes Merkmal an derselben angeben?"

„Ja, ich hätte sie vielleicht übersehen, aber sie machte Musik, und das war mir so neu, daß ich sie genauer ansah."

„Können Sie angeben, was sie spielte?"

„Ja, Herr Richter; es war das Stabat mater, welches ich in der Kirche so oft mitgesungen habe."

Der Richter hielt sie an's Ohr und da sie still stand, so nahm er den daran hängenden Schlüssel, zog sie auf, legte sie auf den Tisch und setzte das Zeugenverhör fort.

Nachdem dasselbe eine Zeitlang gedauert hatte, begann in der Uhr ein Singen und Klingen; sie spielte das Stabat mater ab.

Die Zeugen hatten nur noch Sinn für die Spieluhr;

der Richter hielt es deßhalb für gerathen, die Untersuchung über dieselbe fortzusetzen.

Dem anwesenden Transporteur der Gefangenen gab er den Auftrag, den X. aus dem Gefängnisse zu holen und dem Gerichte vorzuführen.

Er erschien in seiner Zuchthauskleidung.

Der Richter zeigte ihm die Uhr und fragte, wie er in den Besitz derselben gekommen.

Keck gab er zur Antwort: „Ich kenne sie nicht, und habe sie nie besessen."

„Sie ist aber in Ihrem Besitze gesehen worden. Ihre Frau hat bezeugt, daß sie eines Tages auf dem Tische in Ihrem Wohnhause gelegen."

„Meine Frau ist eine verlogene Person, die aus Rache gegen mich spricht."

Der Richter wandte sich an die Zeugen und fragte sie, ob einer unter ihnen sei, der die Uhr schon früher gesehen.

Wolfgang's Schwiegervater meldete sich: „Sie war früher im Besitze meines Tochtermannes; er hatte sie in Aachen gekauft und war ganz vernarrt in sie. Plötzlich war sie gestohlen und der Verdacht fiel auf seinen Enk Raphael Rosenkranz."

Sie wohnen in der Nähe des X. und kamen zuweilen mit ihm in Berührung. Haben Sie die Uhr bei ihm gesehen?"

„Nein!"

Der Richter schrieb einen Zettel und überreichte denselben dem Gerichtsvollzieher. „Der Zeuge muß sogleich

mitkommen,“ sagte er. „Wenn er nicht sofort folgen will, dann nehmen Sie einen Polizeidiener zu Hülfe und führen ihn mit Gewalt hierher.“

Zehn Minuten später trat bleich und zitternd der Althändler ein. Ein Blick auf die Uhr und den X. sagte ihm genug.

„Sie haben sich des Mannes, von dem Sie die Uhr kauften, nicht mehr erinnern können,“ sagte der Richter. „Der Gerichtshof ist jetzt in der Lage, Ihr Gedächtniß zu schärfen. Sehen Sie sich einmal im Saale um und sagen Sie mir, ob Sie den Verkäufer nicht finden.“

Unwillkührlich schweifte der Blick des Althändlers zu dem Gefangenen hinüber, aber das Band der Zunge wollte sich noch nicht lösen.

„Haben Sie den Mann gefunden?“ fragte der Richter.

Er senkte den Kopf zu Boden und schwieg.

„Versuchen Sie nicht, zu leugnen! Sie haben sich bereits durch Blicke verrathen, und wenn sie einer neuen Untersuchung aus dem Wege gehen wollen, so thun Sie am besten, die volle Wahrheit zu sagen.“

Der Althändler mochte meinen, es sei schon Alles verrathen und es sei immerhin besser, daß er mit dem Reden den Anfang mache. „Herr Richter,“ sprach er, „X. hatte mir auf die Seele gebunden, ihn nicht zu verrathen, darum hielt ich es für meine Pflicht, zu schweigen; aber nun sehe ich doch ein, daß Reden eine noch größere Pflicht ist. Er kam eines Tages mit der Uhr zu mir

und bot sie mir zum Kaufe an. Sie gefiel mir, und da er mir die Versicherung gab, sie sei redlich erworben, so kaufte ich sie."

„Was sagen Sie dazu, X.?"

„Daß der Althändler ein Lügner ist. Ich habe die Uhr nie besessen; sie also auch nicht verkaufen können."

Weiteres war aus ihm nicht herauszubringen, aber auch der Althändler blieb bei seiner Behauptung. Als der Gefangene wieder hinweggebracht worden war, wandte sich der Richter wieder an den Althändler, um von ihm herauszubringen, wer die Uhr vor X. besessen.

Er konnte darauf keine Antwort geben, und es machte in der That den Eindruck, daß er nichts davon wisse.

Als er nach Hause zurückkehrte, fand er einen Mann in seinem Verkaufsladen, der ihn allein zu sprechen wünschte. Er nahm ihn deßhalb mit sich in das hinter dem Verkaufszimmer liegende Magazin. Hier zog derselbe unter seiner blauen Blouse ein Kästchen hervor, in welchem sich zwei Pistolen von der seltensten Arbeit und Schönheit befanden. Die Läufe waren mit Perlen und Edelsteinen besetzt und repräsentirten einen hohen Werth.

„Wie kommst Du an diese werthvollen Sachen?" fragte der Althändler.

„Das ist eine Frage, die ich Dir nicht zu beantworten gedenke."

„So will ich die Antwort selber geben; sie sind

aus der Waffensammlung des Grafen Bruno von Max; ich habe sie oft genug da gesehen."

„Wenn Du es weißt, warum fragst Du?"

„Schwerenoth, wenn Du in diese Sammlung gelangen kannst, dann läßt sich noch manches gute Geschäft machen. An der nördlichen Wand hängen ein Dutzend Türkensäbel, deren Griffe von Gold und Diamanten strotzen. Wenn Du mir dieselben ebenfalls bringst, dann sollst Du ein gutes Geschäft machen; aber es muß längstens heute Nacht geschehen, denn solche Sachen werden leicht vermißt und man stellt rasch Nachforschungen nach ihnen an. Werden wir handelseinig, so dürfen die Waffen schon morgen früh nicht mehr in der Stadt sein. Mit dem Nachtzuge muß ich sie nach Paris bringen. Ob ich sie dort verkaufe, das ist freilich eine andere Sache; aber der Handelsmann muß sich auch auf Verluste gefaßt machen."

„Was giebst Du für die Pistolen?"

„Allein kaufe ich sie gar nicht; die Säbel müssen dabei sein. „Alles zusammen taxire ich auf tausend Thaler, aber ich kann natürlich nicht den vollen Preis dafür geben; Du mußt Dich mit fünfhundert begnügen."

„Schlauer Fuchs! Ich kenne mich zwar nicht auf Diamanten und Perlen, aber sie sind gewiß zehnmal so viel werth."

„Dann verkaufe sie einem Andern; es reut mich ohnehin schon, daß ich ein Gebot darauf gemacht habe."

„Nimmersatter Wolf, nimm sie nur. Ich habe

keine Zeit, mich bei Andern zu versuchen, denn als Wilderer kann ich mich in den gräflichen Wäldern nicht mehr halten. Die Jäger sind mir zu hart auf dem Pelze, und es bleibt mir nichts Anderes übrig, als daß ich mir etwas Reisegeld verschaffe, um mich über das Meer zu begeben. Wir können die Reise gemeinschaftlich machen; in Paris aber nehmen wir Abschied von einander."

„Das kann geschehen, aber nimm Dich in Acht, daß Du dem Grafen nicht in die Finger fällst."

„Das ist nicht leicht möglich; er befindet sich schon seit vier Wochen auf Reisen, und die Dienerschaft bekümmert sich um die Waffensammlung gar nicht. Ich habe am lichten Tage die Pistolen herausgeholt; es wird mir also in der Nacht auch nicht schwer werden, an die Säbel zu kommen."

„Vorsicht, Vorsicht! Und komm so zeitig zurück, daß wir die Bahn benützen können."

„Du mußt mir fünfzig Thaler Draufgeld geben, damit ich mich vom Kopfe bis zum Fuß wie ein Herr kleiden kann, denn in der blauen Blouse kennen mich alle Jäger des Grafen, und wenn mir einer derselben auf der Straße begegnet, so kann es sich leicht ereignen, daß ich gefaßt werde."

„Ich wage ja nichts," dachte der Althändler, „denn die Pistolen bleiben mir ja immer als viel werthvolleres Unterpfand. Er zahlte ihm also die fünfzig Thaler aus, dann rief er seinen Gehülfen und befahl ihm, eine lange schmale Kiste aus dem Keller zu holen.

„Pack die alten verrosten Degen hinein," sagte er, „ich habe Hoffnung, sie in Cöln an einen Kunsthändler zu verkaufen."

Der Gehülfe brachte die Säbel und legte sie hinein; er wollte auch den Deckel darauf nageln. „Laß das," sagte sein Herr, „ich werde es selbst besorgen, denn Du klopfst die Nägel gewöhnlich schief."

Die Lade mit den Schwertern ließ er absichtlich auf der Theke stehen, damit der Gehülfe im Glauben bliebe, es sei nichts Anderes darin.

Als es bald Abend wurde, gab er dem Gehülfen Urlaub, schärfte ihm aber ein, daß er längstens um zehn Uhr wieder zu Hause sei, denn er wolle mit den Schwertern nach Cöln und werde wohl eine Woche ausbleiben, da er viele Geschäfte dort habe.

Dem Gehülfen konnte nichts Angenehmeres passiren, denn er hatte schon lange keinen Ausgang mehr gehabt.

Der Mann mit der Blouse hatte sich in einen Kleiderladen begeben, wo er sich ganz neu ausstaffirte.

Er beschaute sich im Spiegel und fand, daß sein Aussehen eine vortheilhafte Veränderung erfahren hatte; aber Bart und Haar konnten noch zum Verräther werden. Er trat deßhalb bei einem Friseur ein, ließ sich das Haar kurz schneiden und den Bart abrasiren. „Ich will daheim einen Scherz machen," sagte er; „darum gebt mir eine schwarze Perrücke und klebt mir auch einen schwarzen Bart an."

Beides wurde zu seiner Zufriedenheit ausgeführt, und nun kannte er sich selbst nicht mehr. Die Zeit,

welche ihm noch übrig blieb, brachte er im Wirthshause zu und ließ sich an Speisen und Getränken nichts abgehen; aber er nahm sich in Acht, daß er nicht berauscht wurde.

Es wurde recht dunkel; Zeit und Umstände schienen ihm geeignet, sein Vorhaben auszuführen. Er machte sich also auf den Weg, überstieg von der Rückseite des gräflichen Hauses die Gartenmauer und schritt vorsichtig durch den Garten. Bei seinem ersten Besuche hatte er ein Fenster geöffnet und nur leise angelehnt. Er fand es noch in demselben Zustande, drückte es auf und stieg ein.

In der Waffenkammer war es stockfinster, aber er hatte sich die Wand so genau gemerkt, daß er die Türkensäbel auch im Dunkeln finden konnte. Leise vorwärts tastend ergriff er einen nach dem andern, umwickelte sie mit einer Kordel und entfernte sich auf demselben Wege, den er gekommen war.

Vor dem Hause des Althändlers angekommen, fand er das Haus und den Laden geschlossen. Er zog die Schelle und es wurde ihm leise aufgemacht.

„Das sind die richtigen," sprach der Althändler, als er die Waffen beim Lichte besehen hatte. „Nun geschwind eingepackt und fort."

„Erst die bedungene Kaufsumme!"

Mit sauersüßer Miene wurde sie in französischen Goldstücken ausgezahlt, dann nahm er die alten Schwerter heraus, versteckte sie unter altem Gerümpel, legte die Pistolenschatulle und die Türkensäbel hinein und verpackte sie mit Stroh.

„Der Gehülfe braucht nicht zu sehen, daß wir zusammen weggehen,“ sagte er. „Begieb Dich schon zur Eisenbahn und löse zwei Billete nach Cöln. Wir haben dort gerade Zeit, den Eilzug nach Paris zu nehmen. Ich komme von hinten herum auf den Perron; dort wirst Du mich finden.“

Der Dieb befolgte die Weisung. Der Althändler aber schlug die Kiste zu; als er den letzten Nagel eintrieb, kam der Gehülfe.

„Soll ich Ihnen die Kiste nach der Bahn tragen?“

„Nein, das Haus kann nicht allein bleiben. Passe nur gut auf das Geschäft auf, und wenn Jemand nach mir fragen sollte, so weißt Du, daß ich einige Tage in Cöln zu thun habe.“

Er nahm die Lade von der Theke, barg sie so viel als möglich unter seinem Mantel und eilte zur Eisenbahn. Auf dem Perron traf er seinen Mitschuldigen. Sie stiegen in einen Wagen dritter Klasse; dort stellte der Althändler die Lade unter seine Füße und gab sich anscheinend dem Schlafe hin, denn er fürchtete, irgend ein unbedachtes Wort könne zum Verräther werden.

Sein Complice folgte seinem Beispiele, aber er schlief ebenfalls nicht. Während sich der Althändler dem Vergnügen hingab, seinen großen Provit zu berechnen, dachte der Dieb darüber nach, wie er ihn um denselben bringen könne.

Den Eilzug fanden sie schon bereit stehen und dampften von Cöln nach Paris. Am dortigen Bahnhofe war ein so großes Gewühl von Fremden, daß sie sich

auf Augenblicke verloren. Dem Schwarzbärtigen schien das keine besondere Sorge zu machen. Mit lauter Stimme rief er jetzt in den Haufen hinein: „Ich brauche einen deutschsprechenden Führer!“

Sofort machte sich ein Mann Platz durch das Menschengewühl und sprach: „Mein Herr, ich stehe zu ihren Diensten.“

„Gut, ich nehme Sie in Dienst. Helfen Sie zunächst jenem Herrn mit der hölzernen Lade, daß er an den Douanentisch kommt.“

Der deutsche Führer hatte in solchen Dingen Gewandtheit; bald befand sich der Althändler an dem langen Tische, auf welchem hunderte von Koffern standen.

Der Schwarzbärtige flüsterte seinem Führer in's Ohr: „Sehen Sie sich den Mann ganz genau an. Er hat seinen Leib mit Brabanter Spitzen umwickelt, die er steuerfrei in Paris einschmuggeln will. Da ich seine Absicht kenne, bei einer passenden Gelegenheit mit meiner Kiste durchzugehen, so gönne ich ihm eine Strafe, aber ich mag ihn selber nicht anzeigen. Hier sind zwanzig Franken; Sie sollen Ihnen gehören, wenn Sie es einem der höheren Steuerbeamten stecken.“

„Das soll geschehen, mein Herr; ich werde schon sorgen, daß er so lange zurückgehalten wird, bis Sie Ihre Kiste in Sicherheit haben.“

Der Schwarzbärtige trat jetzt an die Seite des Althändlers und legte seine Hand auf die Kiste. Nach einiger Zeit trat ein Beamter an den Althändler und redete ihn in französischer Sprache an, aber er verstand

ihn nicht. Da die beiderseitigen Explicationen nicht zur Verständigung führten, so wurde er von zwei handfesten Burschen gefaßt und abgeführt.

„Jetzt sind Sie ihn los," sagte der Führer, denn er wird in eine besondere Stube eingesperrt und nicht eher untersucht, bis hier Alles vorüber ist. Wenn Sie das Verfahren hier ein wenig abkürzen wollen, so geben Sie mir ein paar Franken."

Er gab ihm fünf. Diese ließ der Führer mit einem entsprechenden Blicke in die Hand des visitirenden Zollbeamten gleiten; dieser verlangte gar nicht die Oeffnung. Er machte einen Kreidezug über die Kiste und winkte ab.

„Kommen Sie," sagte der Führer. „Draußen stehen Wagen."

Mit der Kiste unter dem Arme folgte der Deutsche dem Führer zu den Wagen. „Bringen Sie mich zu einem tüchtigen Händler von alten kostbaren Waffen," sagte er und machen Sie bei demselben den Dolmetscher. Sorgen Sie dafür, daß der Handel rasch abgeschlossen wird. Es soll auch für Sie ein anständiges Trinkgeld abfallen."

Der Führer sprach einige Worte zu dem Kutscher. Dieser peitschte auf die Pferde, und davon ging es wie der Wind.

„Ich habe die Absicht, nach Amerika zu gehen," sagte der Deutsche, „aber ich kenne die französische Sprache nicht, deßhalb müssen Sie mich zum Einschiffungsplatze begleiten. Ich gebe Ihnen täglich fünfzehn Franken und halte Sie frei."

Der Führer lachte mit dem ganzen Gesichte. „Ich werde einen Landsmann gewiß nicht verlassen, das versteht sich ja von selbst; aber ich gebe Ihnen den Rath, noch ein paar Wochen in Paris zu bleiben. Paris ist das Herz der Welt. Sie würden es gewiß bereuen, wenn Sie so schnell fortgingen.“

„Wenn der Waffenverkauf gut wird, dann kommt es mir nicht darauf an; auf alle Fälle aber müssen Sie bei mir bleiben.“

„Täglich fünfzehn Franken, natürlich bleibe ich bei Ihnen.“

VIII.

Während der Wagen im scharfen Trabe dahinfuhr, zeigte der Führer auf die hervorragenden Gebäude und erklärte ihm dieselben; aber der Schwarzbärtige dachte nur an die Versilberung seiner Waffen und hatte für das Uebrige keinen Sinn.

Nach einer langen Fahrt hielt der Wagen vor einem Hause stille, in dessen großen Schaufenstern eine Menge von prachtvollen alten Waffen ausgestellt waren.

„Hier ist der richtige Ort," sagte der Führer.

„Die Waffen sind mit Diamanten, Perlen und Gold besetzt," sagte der Schwarzbärtige, aber da sie mir als Erbtheil zugefallen sind, so habe ich keinen Begriff von ihrem Werthe. „Sind Sie nicht Sachverständiger?"

„Ich war früher Juwelier und glaube, daß ich eine richtige Schätzung machen kann."

„Gut, führen Sie nicht allein die Unterhaltung, sondern auch den Handel." —

„Mit Freuden, mein Herr!"

Sie begaben sich auf Anweisung eines Dieners in das Magazin, wo die Kiste aufgeschlagen wurde. Der Diener zog die Klingel, welche zum Herrn des Geschäftes führte. Unterdessen besah sich der Führer die Waffen und war über die Schönheit und den hohen Werth derselben nicht wenig erstaunt.

„Mein Herr," sagte er, „Sie haben da einen großen Schatz, aber der Käufer wird gleich erkennen, daß sie mit dem Werthe desselben nicht bekannt sind. Geben Sie mir fünf Prozent vom Erlöse und ich garantire für ein gutes Geschäft."

„Abgemacht, mein Herr; sehen Sie auf meinen Nutzen, so sorgen Sie zugleich für den ihrigen."

Der Inhaber des Geschäftes trat bald in das Magazin.

„Mein Herr," sprach der Führer, „ich bringe Ihnen da einen Deutschen, der Ihnen diese Waffen verkaufen will."

Der Kaufmann konnte nur mit Mühe sein Wohlgefallen an den herrlichen Waffen verbergen. Ein Stück nach dem andern in die Hand nehmend, beschaute er sie mit sichtlichem Entzücken; als er lange genug geprüft hatte, fragte er nach dem Preise.

Der Führer nannte denselben und machte die Nebenbemerkung: „Das ist kaum der Werth der Perlen und Edelsteine."

„Es läßt sich ein großes Geschäft damit machen," dachte der Kaufmanu, „aber ich thue wohl, sie erst dem Grafen zu zeigen; er ist ein großer Liebhaber von solchen

Waffen und zahlt die höchsten Preise. Vielleicht kann ich sie gleich mit großem Nutzen an ihn absetzen."

„Ueberlassen Sie mir die Waffen einen Augenblick; ich will sie einem eben anwesenden Kenner zeigen." Er nahm die Kiste und ging damit in ein anderes Gemach. „Herr Graf von Max," rief er mit freudestrahlendem Antlitz, „hier bringe ich Ihnen Etwas, was Sie gewiß kaufen werden."

Der Graf erhob sich und nahm die Waffen in Augenschein, aber er hatte kaum einen Blick darauf geworfen, als er ausrief: „Das sind meine Waffen, die besten Stücke aus meiner Sammlung! Wie kommen Sie daran? Sie sind mir während meiner Abwesenheit gestohlen worden."

„Der Verkäufer ist noch im Magazin."

„So treffen Sie Vorsorge, daß er nicht entwischen kann."

Der Kaufmann zog die Klingel und gab dem eintretenden Diener einen entsprechenden Befehl; dann begaben sie sich zusammen in das Magazin.

Der Graf blieb in einiger Entfernung stehen und besah sich den Menschen, welcher die Waffen anbot. Er kannte ihn nicht.

Jetzt trat er hervor und fragte mit donnernder Stimme: „Wie kommen Sie an diese Gegenstände, die aus meiner Sammlung gestohlen sind?"

Der Verkappte hatte es sich nicht träumen lassen, daß der so schlau und glücklich ausgeführte Diebstahl in Paris entdeckt werde. Er starrte den Grafen an und

sah zu seinem Schrecken, daß es derselbe Mann war, in dessen Jagdrevier er so lange gewildert hatte.

Rasch wandte er sich zur Flucht, aber draußen wurde er von kernfesten Händen gefaßt und zerzaust. Die schwarze Perücke konnte sich bei dieser Balgerei nicht auf ihrem Platze erhalten. Sie fiel zu Boden, und das brandrothe Kopfhaar kam zum Vorscheine; auch der Bart hatte an einigen Stellen losgelassen. Die Bedienten rissen ihm denselben vollends ab, und nun kamen die rothen Stoppeln heraus.

Der Kunsthändler hatte bereits zu einem Polizeicommissär geschickt, der auch bald selber kam. Der Graf erzählte ihm den Vorfall und bat ihn, auf seine Gefahr und Verantwortung die Verhaftung vorzunehmen und den Dieb an die deutsche Polizei, die er sofort in Kenntniß setzen werde, abzuliefern. Da der Kunsthändler dem Commissär vollständige Gewähr leistete, so ging derselbe darauf ein, ließ sich einen Kostenvorschuß bezahlen und nahm den Dieb geschlossen mit.

Es kam aber noch ein zweiter Act zu dem Schauspiel. Wir wissen, daß der Althändler auf eine listige Weise bei Seite geschafft wurde. Die Beamten der Douane sperrten ihn in ein festes Zimmer. Nach einer Stunde kamen sie, um ihn zu untersuchen. Er mußte sich bis auf's Hemde entkleiden, aber zu ihrer Verwunderung fand sich keine Contrabande vor; sie mußten ihn laufen lassen.

Nun reklamirte er seine Kiste. Niemand verstand ihn, bis man einen Mann herbeischaffte, welcher der

deutschen Sprache mächtig war. Die Sache klärte sich jetzt; mit Bedauern sah man, daß er das Opfer einer frechen Gaunerei geworden war.

„Gewiß sucht der Spitzbube die Waffen zu verkaufen," rief der Althändler; „es muß schleunig gehandelt werden. Geben Sie mir diesen Mann und einen Polizeisoldaten mit; ich trage alle Kosten und gebe noch eine anständige Belohnung."

Bald saßen die drei Personen in einem Wagen; der Kutscher hatte die Weisung, bei allen bedeutenden Waffenhandlungen vorzufahren. Schon hatten sie ein Dutzend derselben abgestreift, aber die richtige war noch immer nicht gefunden; endlich kamen sie vor die richtige Thüre. Als dem Waffenhändler mitgetheilt wurde, um was es sich handle, merkte er gleich den Zusammenhang und ließ den Grafen, welcher in einem Hôtel der Nachbarschaft wohnte, herbeirufen. Er versteckte sich im Magazin und richtete seine Augen nach der Thüre. Dieselbe öffnete sich bald und der Althändler trat mit seiner Begleitung ein. Sobald er der Kiste ansichtig wurde, stürzte er sich auf dieselbe und rief: „Da sind sie ja, meine schönen Waffen. Kauft mir sie ab, ich lasse sie billig, und ihr könnt viel Geld daran verdienen."

„Der Kaufmann wandte sich an den Polizeisoldaten und sprach: „Nehmen Sie diesen Mann fest, denn er ist ein Dieb oder ein Hehler! Die Waffen sind in Deutschland gestohlen worden."

Der Graf kam jetzt aus seinem Versteck hervor und

zeigte sich dem Althändler. Dieser stieß einen Schreckensruf aus uud wandte sich rasch zur Flucht, aber der Polizist ergriff ihn mit starker Faust und führte ihn zu seinem Freunde in's Gefängniß. Das Wiedersehen war kein besonders freundliches; der eine beschuldigte den andern und hageldicht fielen die Flüche.

„Höre endlich das Schreien auf," sagte der Rothe. „Was mich angeht, so mache ich mir nicht viel aus ein paar Jahren Gefängniß, denn das Wildschützenleben im Walde ist keine faule Bohne werth; im Gefängnisse aber habe ich Obdach und Essen und brauche für nichts zu sorgen. Für Dich ist die Sache allerdings schlimmer, denn Du saßest warm in der Wolle und wirst im Gefängnisse Mancherlei vermissen."

„Du bist ein ausgemachter Lump," rief der Althändler.

„So? Ein Esel schilt den andern Langohr; aber ich werde Dir den Lumpen eintränken, es soll noch viel herauskommen, was Du für verborgen hältst."

Einige Wochen nach diesen Vorfällen herrschte auf dem Narzissushofe und im Dorfe die größte Aufregung; es hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, der rothe Ewald, welcher früher auf dem Narzissushofe Meisterknecht gewesen, sei in Paris wegen eines Diebstahls verhaftet und nach Düsseldorf gebracht worden. Jedenfalls mußte etwas Wahres an dem Gerüchte sein, denn an

Hedwig, Wolfgang und den Pfarrer kamen Zeugenladungen, in denen ausdrücklich stand, daß sie über Ewald Auskunft geben sollten.

Mittlerweile aber war im Gefängnisse eine Revolution ausgebrochen; für die Nacht war eine allgemeine Flucht verabredet; aber der rothe Ewald, welcher sich darauf gefreut hatte, für ein paar Jahre Kost und Wohnung zu bekommen, hatte das Vorhaben angezeigt und war dafür tüchtig zerbläut worden, besonders von X. und dem Althändler. Dafür aber hatte er ihnen Rache geschworen.

Der Tag der Gerichtssitzung nahte; da traf auf dem Narzissushofe Besuch ein. Es war ein großer, schlanker Herr von feiner Bildung und schönen Gesichtszügen. Er schien auf dem Hofe nicht unbekannt zu sein, denn er ging geraden Weges auf das kleine Stübchen zu und pochte an die Thüre.

Drinnen aber saßen Hedwig und Wolfgang auf dem Sopha und sprachen von den alten Zeiten; das Herz ging ihnen ordentlich auf, als sie ihrer Jugendzeit gedachten und der Hedwig war es ganz unangenehm, als gerade jetzt an die Thüre gepocht wurde. „Herein," sagte sie etwas unwillig.

Auf den Ruf trat der feine Herr mit der schwarzen Tuchkleidung ein und streckte ihnen die Hände entgegen. Sie waren über den vornehmen und unbekannten Besuch ganz verwundert, wußten aber nicht, wen sie vor sich hatten.

„Wie, kennen Sie mich nicht mehr?"

Der Klang der Stimme kam ihnen allerdings bekannt vor, aber auf die Person konnten sie sich nicht besinnen.

„Ich muß mich doch sehr verändert haben, daß sie den Raphael Rosenkranz nicht mehr kennen."

Da übergossen sich beider Gesichter mit einer tiefen Schamröthe und sie wußten vor Verlegenheit nicht, was sie sagen sollten. Hedwig begann zuerst zu sprechen: „Ach, Herr Rosenkranz, Sie werden es uns gewiß niemals verzeihen, daß wir Sie damals so ungerecht behandelten."

„Machen Sie sich darum keine Sorgen und glauben Sie mir, daß ich Ihnen niemals gezürnt habe, denn die Sachen lagen damals so, daß Sie Verdacht auf mich haben mußten, und die Flucht, zu welcher ich durch Ewald gereizt wurde, machte mich noch verdächtiger. Uebrigens habe ich alle Ursachen, Gott zu danken, daß ich mich davon machte; ich wäre wahrscheinlich in's Gefängniß gekommen und hätte mich nachher in eine menschenleere Einöde verkriechen müssen."

Und jetzt sind Sie ein großer Künstler geworden. Ihr Madonnenbild in der Kirche wird von allen Leuten als ein Kunstwerk erster Klasse gepriesen."

„Ich stellte sie als meine Fürbitterin auf; sie sollte mir helfen, daß meine Unschuld an den Tag käme, und sie hat wirklich geholfen, denn die Richter haben mir gestern mitgetheilt, daß über den Dieb schon eine gewisse Klarheit herrsche. Morgen soll ich als Zeuge vernommen werden, und ich höre, daß auch Sie geladen sind."

„So ist es," sprach Wolfgang. „Bleiben Sie heute Nacht bei uns, dann machen wir morgen die Reise zusammen."

Raphael nahm die Einladung an, und er mußte ihnen seine Erlebnisse erzählen, die sie in immer mehr steigende Verwunderung versetzten. Während des Erzählens nahm er einen in Papier gewickelten Gegenstand aus der Tasche und legte denselben auf den Tisch. Die beiden Gatten schenkten demselben keine weitere Beachtung; seine Erzählung nahm ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Nach einiger Zeit aber wandten sie ihre Köpfe nach dem Gegenstande hin, denn in dem Papiere begann es zu klopfen und zu klingeln. „Alles meinem Gott zu Ehren, in der Arbeit in der Ruh," erschallte es klar und deutlich und hörte nicht eher auf, bis die Melodie des schönen Kirchenliedes vorüber war.

Jetzt nahm Raphael das Papier weg und öffnete das in demselben verborgene Kästchen von Rosenholz, in welchem eine prachtvolle goldene Uhr mit einer schweren Goldkette lag. Sie bewunderten dieselbe und wußten die schöne Arbeit nicht genug zu loben.

Das Beste haben Sie noch nicht gesehen," sprach Raphael, indem er den Deckel öffnete. Hedwig und Wolfgang stießen einen Ruf der Verwunderung aus, denn auf dem Deckel war in herrlicher Emaillearbeit das kleine Stübchen so getreu abgebildet, daß man es auf den ersten Blick erkannte. Am Tische saß Raphael und stellte eine Rechnung auf; neben den Papieren lag die goldene

Uhr, welche ihm so verhängnißvoll geworden war; Wolfgang aber stand am Spind und holte Papiere heraus.

Auf dem zweiten Deckel war die Küche abgebildet. Hedwig saß mit Nähzeug auf einem Stuhle und Raphael war mit Butterdrehen beschäftigt.

Jetzt öffnete er auch diesen Schutzdeckel und zeigte ihnen im Innern ein Bild, welches die Nacht mit dem Sternenhimmel vorstellte. Mitten innen lag der Narzissushof, Raphael aber war eben von der Mauer herabgesprungen und eilte dem nahen Walde zu.

„Die Uhr und die Kette habe ich in Florenz anfertigen lassen,“ sagte Raphael; „die Emaillebilder aber habe ich selbst gemacht; sie haben den Vortheil, daß sie immer gleich schön und gleich frisch bleiben. Nun aber, lieber Baas, will ich Ihnen einen Handel vorschlagen. Sie kauften die Uhr meines Vaters in Aachen und bezahlten Ihr Geld dafür; es ist also keine Frage, daß Sie ein Anrecht darauf haben. In demselben Falle bin ich, und Sie können sich denken, daß ich das theure Andenken an meinen seligen Vater nicht gerne vermisse. Nehmen Sie diese und lassen Sie mir die alte; Sie machen dabei ein sehr gutes Geschäft und ich bin ebenfalls zufrieden gestellt.“

„Nein, nein,“ rief Wolfgang, „ich habe schon lange darauf verzichtet und mache weder auf die alte, noch auf die neue Uhr einen Anspruch. Beide gehören Ihnen und ich will keine haben.

„Das geht durchaus nicht,“ sagte Raphael; „wenn

Sie den Tausch nicht eingehen wollen, dann mache ich Ihnen die Uhr zum Geschenke und bitte recht dringlich, sie nicht zurückzuweisen."

Dieser Bitte konnte Wolfgang nicht widerstehen. Er nahm sie vom Tische, steckte sie dankend in die Tasche und hing den Uhrhacken in das Knopfloch. Die Wahrheit zu gestehen, fühlte er sich im Besitze der Uhr sehr glücklich und er nahm sich fest vor, sie so zu verwahren, daß sie ihm nicht gestohlen werde.

Wolfgang holte einige Flaschen vom Besten aus dem Keller; sie plauderten und ließen sich den Wein schmecken. Die Zeit bis zum Zubettegehen war im Handumdrehen verschwunden; sie glaubten, erst so eben zusammengekommen zu sein.

Am folgenden Morgen, ehe der Tag graute, stand der Wagen schon angespannt auf dem Hofe. Wolfgang bestieg den Bock, Hedwig und Raphael setzten sich hinein und fort ging es nach dem Dorfe, wo der Bürgermeister und der Pfarrer noch eingenommen wurden.

Die beiden Rößlein eilten sehr hurtig und kamen noch eine geraume Zeit vor der Sitzung in der Stadt an. Der Wagen wurde im Wirthshause untergestellt, dann begaben sie sich zum Gerichtssaale, der bereits voll von Zeugen und Zuhörern war. Auf der Anklagebank saßen der Kaufmann X., der Althändler und der rothe Ewald. Hedwig und Wolfgang hatten ihn seit seiner Flucht nicht mehr gesehen.

Der Gerichtsschreiber verlas zuerst die Anklage gegen Ewald; er war beschuldigt, auf dem Narzissushofe einen

Brandstiftungsversuch gemacht, in der Jagd des Grafen von Max jahrelang gewildert und aus dessen Waffenkammer eine Schatulle mit zwei Pistolen und vier Türkensäbel gestohlen zu haben. Dem Althändler wurde Schuld gegeben, sich an diesem Diebstahle betheiligt zu haben. Gegen den Kaufmann X. lautete die Anklage, eine goldene Spieluhr entweder gestohlen oder auf widerrechtliche Weise an sich gebracht zu haben.

Nachdem die Zeugen vereidet waren, mußten sie den Saal verlassen. Die Verhandlung begann zunächst mit dem Waffendiebstahle. Der Althändler wies jede Schuld von sich und gab vor, Ewald habe die Waffen in sein Haus gebracht und ihm erzählt, sie rühren von einem verarmten Edelmann her, für den sie verkauft werden sollten, und nur zu diesem Zwecke habe er gegen Bezahlung die Reise nach Paris mit unternommen.

Graf Bruno von Max aber war ein vernichtender Zeuge, und der Ruf des Althändlers war schon seit langer Zeit so sehr erschüttert, daß ihm Niemand glaubte.

Ewald war bisher noch nicht gefragt worden. Er saß mit verbundenem Kopfe auf der Verbrecherbank und schien in tiefes und schmerzliches Nachdenken versunken. Als er jetzt aufgefordert wurde, zu sprechen, konnte er sich nur mühsam erheben. „Herr Präsident," sprach er mit schwacher Stimme, „ich will ein offenes und umfassendes Geständniß ablegen. Bei dem mißglückten Ausbruche aus dem Gefängnisse habe ich so schwere Hiebe mitbekommen, daß ich wohl nicht lange mehr

leben werde. Durch ein offenes Geständniß will ich die Gerechtigkeit versöhnen, damit mir das Sterben desto leichter wird.

Schon in meiner frühesten Jugend war ich ein mißrathener Junge und machte meinen Eltern großen Kummer. Da ich ihre Zuchtruthe zu fühlen bekam, so lief ich davon und nahm bei einem Bauern Dienst. Die Nothwendigkeit lehrte mich arbeiten und ich lernte die Ackerwirthschaft in kürzerer Zeit, als viele Andere; aber ich war schon frühe dem Trinken zugethan und vergeudete meinen Lohn. Mein Herr schickte mich fort und ich mußte mir einen neuen Dienst suchen. So kam ich nach Cöln. Geld hatte ich nicht mehr, aber ich fand meinen Unterhalt auf eine unredliche Weise, indem ich in die Häuser ging und die Abwesenheit der Leute benutzte, um zu stehlen. Auf diese Weise kam ich auch in den Besitz der goldenen Spieluhr, von welcher so oft die Rede gewesen ist. In Cöln wagte ich es nicht, sie zu verkaufen; es konnte zu leicht auskommen. Ich reiste also nach Aachen; dort verkaufte ich sie an einen Uhrmacher, von dem sie der Bauer auf dem Narzissushofe kaufte.

Auf diesem Hofe wurde ich später Meisterknecht. Wir bekamen einen neuen Enk, welcher an der Uhr großen Gefallen hatte und behauptete, sie gehöre ihm. Das machte ich mir zu Nutzen. Anfangs wollte ich ihn verleiten, mit einem nachgemachten Kellerschlüssel, Wein und Branntwein zu stehlen, aber ich durfte ihm mit so Etwas nicht kommen; er war zu brav. Raphael

Rosenkranz, so hieß der Enk, half dem Baas bei seinen schriftlichen Arbeiten; das war auch am Kirmeßtage der Fall; er blieb allein zu Hause, während wir Alle in's Dorf gingen.

Als ich wähnte, daß nun die Zeit gekommen sei, wo er zu Bette gehe, stahl ich mich vom Tanzboden weg, kehrte nach Hause zurück, nahm die Uhr aus dem Spind und ging dann wieder zum Tanz.

Die Uhr wurde natürlich gleich vermißt und der Verdacht fiel auf den Enk. Ich bestärkte denselben und rieth dem Jungen zur Flucht, weil er sich dadurch gleichsam selbst schuldig machte. Mein Plan gelang auch vollkommen. Um auch die Diebstähle von Wein und Branntwein auf seine Rechnung zu bringen, steckte ich einige leere Flaschen in sein Bett.

Die Uhr, welche ich wohl versteckt hatte, wußte ich auch zum zweitenmale los zu werden; ich verkaufte sie dem Fruchthändler X., dem ich häufig des Nachts Waizen und Korn brachte, um Geld für Branntwein zu haben. Er hat die Uhr später an den Althändler verkauft, mit dem ich durch ihn bekannt wurde.

Da meine Trunksucht sich steigerte, auch meine Korndiebstähle auskamen, so stellte mich der Baas zur Rede und drohte mit dem Gerichte. Dem kam ich zuvor, indem ich entfloh, aber ehe ich mich zum Fenster hinausließ, steckte ich aus Rachsucht die Kammer in Brand, in der Hoffnung, der ganze Hof werde Feuer fangen; aber die Flammen müssen zu frühe bemerkt worden sein, denn der Hof brannte nicht ab.

Meines Bleibens war jetzt in der Gegend nicht mehr; ich schlug mich in die Wälder des Grafen Bruno von Max, wo ich mich in einer Erdhöhle aufhielt und vom Wildern lebte. Zuweilen ging ich auch in die Dörfer und Städte und stahl, was mir in die Finger fiel. An dem Althändler fand ich immer einen willigen Abnehmer, und er gab mir oft die Gelegenheit an, wo ich einen guten Fang machen konnte.

Ich bekenne, daß ich auch die Waffen aus der Sammlung des Grafen Max gestohlen und mit dem Althändler nach Paris gebracht habe. Es verhält sich Alles so, wie es in der Anklage steht."

Das Publikum hatte diesem Bekenntnisse lautlos zugehört; durch dasselbe war plötzlich über eine Sache, die so lange im Dunkeln geschwebt hatte, Licht verbreitet.

Die beiden andern Angeklagten bedrohten den Erzähler mit Blicken und leugneten standhaft Alles ab; aber die Zeugen, welche nach und nach vernommen wurden, ließen keinen Zweifel an ihrer Schuld. Sie wurden alle Drei verurtheilt.

Am Schlusse rief der Gerichtspräsident den Raphael Rosenkranz auf die Tribüne und händigte ihm die Uhr ein. „Nehmen Sie das Andenken an Ihren seligen Vater zurück," sagte er; „es hat Sie, wenn auch auf dornenvollem Pfade zu den Höhen des Ruhmes geleitet. Der Gerichtshof freut sich, daß heute Ihre so schwer angetastete Ehre wieder rein gewaschen ist."

Das neugierige Publikum verlor sich, die Richter

verließen den Saal. Der beschämte Bürgermeister that dem Künstler Abbitte. Raphael drückte ihm die Hand und sprach: „Sie glaubten damals in Ihrem Rechte zu sein; es bedarf also keiner Entschuldigung.“

Als sie eben in den Wagen gestiegen waren, um zu ihrem Dorfe zurückzukehren, trat der Graf Max an den Schlag und lud sie zum Mittagessen in seiner Wohnung ein. Da der Pfarrer und der Bürgermeister mit ihm bekannt waren, so konnten auch die Uebrigen nicht wohl abschlagen.

Es war ein recht vergnügter Mittag, und der Graf war der liebenswürdigste Wirth. Gegen das Ende der Mahlzeit wandte er sich an Raphael Rosenkranz und sprach: „Ihr Ruhm ist nun so fest gegründet, daß Sie überall einen ergiebigen Boden finden werden. Nehmen Sie Ihren Wohnsitz in der Heimath und kehren Sie Italien den Rücken.“

„Ich bin dem Lande viel Dank schuldig,“ entgegnete er; „so schnell kann ich dasselbe auch nicht verlassen, weil ich noch bedeutende Arbeiten übernommen habe. Wenn diese vollendet sind, will ich mit meinem Freunde Picoli eine Reise nach Rom, Neapel und Palermo machen und ein halbes Jahr in diesem Garten Gottes müßig und genießend umherschwärmen. Dann aber werde ich heimkehren und mein Atelier unter meinen Landsleuten aufschlagen, denn jetzt brauche ich nicht mehr zu fürchten, daß ich für einen Dieb gehalten werde.“

Am Nachmittage bestiegen sie ihren Wagen und fuhren zurück. Raphael aber lud sich auf vierzehn Tage

beim Baas Wolfgang ein. Wie gerne wurde er aufgenommen und mit welcher Aufmerksamkeit behandelten sie ihn.

Er ging wieder mit auf die Felder, verkehrte in Scheunen und Ställen und frischte an jedem Plätzchen die Erinnerungen aus seiner Jugendzeit auf. Wolfgang hätte mit seinem vornehmen Gaste gerne Staat gemacht, aber er war zu keiner Visite zu bewegen. Nur in die Kirche ging er jeden Morgen, machte einen kurzen Besuch beim Pfarrer und kehrte dann wieder zum Narzissushofe zurück.

„Ich muß doch noch einmal meine alte Arbeit probiren," sagte er am zweiten Morgen und bestand darauf, daß das Butterfaß gefüllt würde. Hedwig wollte es nicht zugeben, aber er bestand darauf und zeigte sich im Butterdrehen ebenso tüchtig, wie im Malen und Bildhauen. Hedwig saß wieder mit dem Nähzeug bei ihm und lauschte mit Aufmerksamkeit auf die poetischen Schilderungen, die er von Florenz und seiner Umgebung machte.

„Es klingt so schön und wunderbar," sagte sie; „aber ich bekomme doch keinen rechten Begriff davon, weil ich etwas Aehnliches niemals gesehen habe. Wer nur so glücklich wäre, dieses schöne Land einmal selbst zu sehen! Aber daran dürfen wir Leute auf dem Narzissushofe nicht denken!"

„Hier seid ihr auch glücklich," sprach Raphael. „Wenn man seine Pflicht in vollem Maße thut, dann wird jeder Ort zum Paradiese!"

Abends kamen der Pfarrer und der Bürgermeister; dann ging das Erzählen von Neuem los und dauerte oft bis Mitternacht. Endlich aber kam der Tag der Abreise, welcher auf beiden Seiten schmerzliche Gefühle erzeugte; sie begleiteten ihn bis Cöln. Dort erquickte er sich an dem herrlich wieder erstehenden Dome, schüttelte zum Abschiede seinen Freunden die Hand und dampfte den Rhein hinauf.

Am fünften Tage kam er in Florenz an; Jacopo, der treue Diener, empfing ihn an der Eisenbahn und erzählte ihm, daß der Graf Picoli über sein langes Ausbleiben ganz untröstlich sei.

Während er ihm noch davon erzählte, kam der Graf schon daher. Seine Freude war unbeschreiblich. Mit Entzücken drückte er ihn an seine Brust und wollte ihn gar nicht mehr loslassen.

Daheim in dem uns bekannten niedlichen Stübchen setzten sie sich zu Tische, und Raphael mußte von Deutschland, von dem Prozesse, vom Narzissushofe und von allen möglichen Dingen Bericht erstatten und erzählen.

Mehrere Jahre gingen noch in's Land, ohne daß er aus Florenz herauskam, denn zu den alten Aufträgen gesellten sich neue. Endlich riß er sich mit Gewalt los und machte seinen Freund Picoli mit seiner Absicht, jetzt in die Heimath zurückzukehren, bekannt.

„Wenn Dich nichts mehr halten kann,“ sagte dieser, „dann schnüre ich ebenfalls meinen Ranzen.

Wir machen die beabsichtigte Reise durch Italien und dann gehe ich mit Dir auf ein Jahr an den Rhein.

Jacopo aber bat seinen Herrn unter Thränen, ihn an seinen neuen Wohnort begleiten und bei ihm bleiben zu dürfen.

„Gut, mein Freund," sprach Raphael; „packe die Koffer und mache Dich zur Reise bereit. Was ich sonst außer Kunstschätzen noch besitze, davon wollen wir uns losmachen, wenn wir nach Florenz zurückkehren."

Lassen wir sie reisen! Wir haben nichts Wesentliches mehr zu erzählen!

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Chr. Stangl,

Theopista,

oder: **Die Kirche am Libanon.**

Novelle aus der Zeit der morgenländischen Christenverfolgung (302—314). Mit 1 St. 8. 3 M.

Mit dieser neuen Arbeit hat ein bereits durch seine „Reisebilder", „Kriegs- und Friedensbilder", „Spaziergang nach Nordamerika" ꝛc. ꝛc. in weiteren Kreisen bekannter Schriftsteller die belletristische Literatur durch einen schätzenswerthen Beitrag bereichert. Diese Novelle reiht sich sehr passend an die Arbeiten von Wiseman (Fabiola) und Neumann (Kallista) an und füllt eine Lücke aus, welche bisher in diesem Zweige der Novellistik geblieben ist. Wir wünschen ihr die weiteste Verbreitung.

Dr. N. Wiseman, Cardinal ꝛc.,

Fabiola,

oder die Kirche der Katakomben.

Aus dem Englischen von C. B. Reiching. 6te, mit einem Vorworte vermehrte Auflage. Mit Abbildungen. 8. 2 M. 70 Pf.

Fabiola's Schwestern,

die christlichen Heldinnen.

Ein Seitenstück zu „Wiseman's Fabiola, oder die Kirche der Katakomben". Nach dem Französ. deutsch bearbeitete 2te, sehr verbesserte Auflage. Mit 1 Stahlstiche. 8. 2 M. 70 Pf.

M. Lenzen,

Melete,

oder der Sieg des Glaubens.

Eine Erzählung aus dem zweiten Jahrhunderte. (Seitenstück zu „Wiseman's Fabiola".) 3te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 35 Pf.

M. Lenzen,

Nekodas,

oder die Zerstörung Jerusalems.

Eine Erzählung. Mit 1 Stahlstiche. 8. 2 M. 50 Pf.

Dr. J. H. Newman,

Callista.

Eine Erzählung aus dem dritten Jahrhundert. (Seitenstück zu Wiseman's Fabiola.) Neu aus dem Englischen übersetzt von C. B. Reiching. 3te Aufl. Mit Titelbild und Vignette. 8. 2 M. 50 Pf.

H. Geiger,

Lydia.

Ein Bild aus der Zeit des Kaisers Mark Aurel. (Seitenstück zu Wiseman's Fabiola.) 3te, durchgesehene Auflage. 8. 3 M.

F. C. Magon,

Sabina.

Ein Lebensbild aus den ersten Zeiten der christlichen Kirche. (Seitenstück zu Wiseman's Fabiola.) 8. 3 M.

A. Manzoni,

die Verlobten.

Eine Mailändische Geschichte aus dem siebzehnten Jahrhundert. Nach der sechsten Auflage aus dem Italienischen übers.; nebst einer literar.-histor. Einleitung über Manzoni. Von **Ludwig Clarus.**

2 Bde. eleg. geh. 8 M. 40 Pf.

Diese neue Uebersetzung ist die erste deutsche Uebersetzung „der Verlobten" in der Form und Vollständigkeit, wie Manzoni sein Werk auf die Nachwelt gebracht haben will, und hilft schon deshalb allein einem Bedürfnisse des deutschen Publikums ab, abgesehen davon, daß sie die einzige ist, welche ausdrücklich auch, und zwar zunächst, katholische Leser voraussetzt.

Geraldine.

Eine Glaubensgeschichte.

Nach dem Englischen der E. C. A. Bearbeitet von dem Verfasser: Gegenwärtiger Zustand der kath. Kirche in den vereinigten Staaten. 2 Thle. 8. 4 M. 50 Pf.

J. J. Ampère,

Hilda,

oder: Das Christenthum im fünften Jahrhundert.

Erzählung. In's Deutsche übertragen von J. Ebersberg. 2te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 50 Pf.

Vorstehende Erzählung führt den Leser zurück in's fünfte Jahrhundert der christlichen Zeit und entwirft ihm ein sprechendes Bild über die letzten Zuckungen des Heidenthums im römischen Reiche, sowie über die Segnungen der christlichen Religion, die sich immer weiter ausbreitet, und ganze Völker mit ihren Herrschern unter ihr süßes Joch beugt. Die Erzählung enthält sehr viele lehrreiche Momente, bewegt sich durchaus auf religiöser Grundlage und bietet dabei eine sehr ansprechende Lektüre, weßhalb sie mit Recht empfohlen werden kann. Z.

W. Herchenbach,

die Welt.

Wanderungen über alle Theile der Erde.

Ir—XXIIIr Band. Auch unter dem Titel: **Italien 1—9. Holland 1—2. Der Rhein 1—5. Die Schweiz 1—4. Luxemburg 1—3.** Mit vielen Illustrationen. 8. 1—5. à 1 M. 50 Pf. 6—23. Bd. à 2 M.

Vorstehendes bildet eine Reihe von kleinen handlichen Reisehandbüchern über alle Theile der Erde, die möglichst jedem Bedürfnisse abhelfen sollen. Jedes Bändchen wird ein für sich abgeschlossenes Ganze bilden und eine bestimmte Gegend in angenehmem Unterhaltungstone beschreiben. Diese Reisewerkchen erhalten dadurch, daß Alles, was sich von Kunst, Wissenschaft, Geschichte 2c. an einen Ort knüpft, mit herangezogen und in populärer Weise dargestellt wird, einen besonderen Werth. Das Werk ist eine schöne Ergänzung der geographischen und der Reiseliteratur, und es wird nicht allein Denjenigen, welche in der Fremde weilen, Nutzen bringen, sondern auch allen Denen, die zu Hause bleiben und sich von den fernen Städten und Ländern, von dem Treiben der Völker, von den Wundern der Natur und den Ereignissen der Vergangenheit ein klares Bild machen wollen.

An die Spitze dieses zeitgemäßen Unternehmens haben wir den beliebten Volksschriftsteller W. Herchenbach gestellt, welcher mit dem Vorzuge einer spannenden Schilderung eine reiche Erfahrung verbindet, da er sich auf größeren Reisen in der Welt umgesehen hat.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Neue Erzählungen für Volk und Jugend

Bd.: 51.

1881

Paed.pr. 1526-51/52
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11680771-0